

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Seele und Sonntag

[urn:nbn:de:bsz:31-338762](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338762)



FÜR SEELE UND SONNTAG

Vergiß das Beste nicht!

Von Anton Sack.

Was das Beste im Leben ist, das wurde mir an einem strahlenden Pfingstmontage so klar wie nie zuvor.

Wir wandelten durch die grüne Traumfeligkeit des frühlingssonnigen Waldes. Kein mihktöniger Gassenhauer, kein staubaufwirbelndes Auto belästigte uns, nicht einmal der rasselnde Lärm eines Eisenbahnzuges störte die Stimmung. O feliges Schreiten! O Weihe, o Friede! Busch und Baum trugen neues Laub, Blättchen grün und zart wie leuchtende Seide. Die weißen Mai-glöckchen sandten uns duftende Grüße. Gelbe Falter taumelten die stillen Wege entlang. Hin und wieder schrie der Kuckuck. Und als wir aus dem Wald traten, da lagen der leuchtgrüne Wiesengrund, das leise rauschende Tauberwehr, die bewaldeten Hänge des jenseitigen Ufers vor uns in feiertäglicher Stille und Sonne. Und dann läutete eine einsame Glocke hinter dem Walde. Fernher und feierlich klang es und drang ins innerste Herz. Sehnsüchtig, erfüllt von süßen Klängen und wunderbarer Ahnung, regte die Seele ihre weißen Taubenflügel und stieg in leuchtende Höhen.

O armseliges Erdenleben! Nicht dein Geld und Gut und Genuß ist das Beste! In diesen Gütern, „die das Leben vergänglich zieren“, schleppen heute Millionen Menschen wie an Sklavenketten in Mühsal, Arbeit,

Sorgen, Qualen und Schlechtigkeit, — und sie hören nicht die Glocken, die hinter dem Walde läuten; ihnen klingen keine geheimen Quellen, die mit ulbernem Lachen in die Dede eines Altages aufsprudeln; sie kennen nicht die Sehnsucht, deren Flügelrauschen über diese Welt hinausträgt, vorüber an strahlenden Höhen sonnen in das selige Reich ewiger Erfüllung. Das aber ist gerade das Beste am Leben.

Höre ein schlichtes Märchen aus der Jugendzeit! Eine gütige Fee schenkte einem Sonntagskinde die blaue Blume und als es damit eine Bergwand berührte, siehe, da taten sich für ein Viertelstündchen geheime Tore auf zu Schatzkammern voll Gold und Perlen und köstlicher Kleinodien. Da legte das Kind die blaue Zauberblume aus der Hand und füllte sich alle Taschen mit den Kostbarkeiten. Als seine Zeit aber abgelaufen war, rief eine mahnende Stimme: „Vergiß das Beste nicht!“ Auf das hin fuhr das törichte Kind noch einmal mit beiden Händen in eine Schatztruhe voll blinkender Diamanten. Dann entfernte es sich — und die Bergwand schloß sich wieder. Das Beste aber hatte das Kind doch im Berge vergessen, — die blaue Blume, die ihm den Weg zu den Schätzen immer wieder erschlossen hätte.

Gibt
füllen i
ichränke
mit Vor
Beste,
sucht, d

Als E
vol
geht in
ganze
liches u
Strafe
feinen
künftige
aus der
bei irge
im Sei
Schwäc
Prüfung

Schon
un
der Blun
Ehre ein
nach der
Städte
ren Nie
und gut
läßt er
Zentifo
in man
er auch
Hausgär
platz e
Knoipen
geht, sich

Gibt es heute nicht viele solche Loren? Sie füllen ihren Beutel mit Geld, ihre Kassen-
schränke mit „Wert“papieren, ihre Scheunen
mit Vorräten und sie vergessen darüber das
Beste, — die blaue Blume der Himmelsseh-
nucht, das Aufsehen nach dem Ewigen, Gött-

lichen, Wunderbaren. Sie hören nicht die
mahnenden Glocken der Ewigkeit, die über
dem rastlos lärmenden Getriebe dieser ver-
gänglichen Welt läuten und künden, daß un-
ser glückverlangendes Herz unruhig bleibt,
bis es ruht in Gott.

+

Von den Drangsalen der Welt.

Als Strafe empfindet die Drangsale der Welt nur der, dessen Freude und Herrlichkeit
vollständig auf der Welt beruht. Nur der trauert und weint, wenn es ihm schlecht
geht in der Zeitlichkeit, dem es nicht gut gehen kann nach dieser Zeitlichkeit, der die
ganze Frucht des Lebens genießt, dessen ganzer Trost hienieden endigt, dessen vergäng-
liches und kurzes Leben nur hier einige Wonne und Lust erwartet und dem nur mehr
Strafe und Schmerz bevorsteht, wenn er von hinnen geschieden ist. Dagegen kennen die
feinen Schmerz über das Hereinbrechen der gegenwärtigen Uebel, die mit Vertrauen den
künftigen Gütern entgegensehen. Und so lassen wir uns durch diese Widrigkeiten weder
aus der Fassung bringen noch entmutigen, weder betrüben wir uns, noch murren wir
bei irgendwelchem Verlust an Hab und Gut oder bei leiblicher Krankheit. Da wir mehr
im Geiste als im Fleische leben, besiegen wir durch die Stärke unseres Geistes die
Schwäche des Leibes. Wir wissen und vertrauen darauf, daß gerade das uns nur zur
Prüfung und Stärkung dient, was für euch nur Qual und Pein ist.

Hl. Cyprian

(Bischof von Carthago, enthauptet 258)

+

Die Rose als Sinnbild.

Von Anton David S. N.

Schon der Mai brachte der Blumen viele
und schöne. Der Juni bringt die Rose,
der Blumen Königin, und man sieht, er will
Ehre einlegen; er richtet sich dabei aber auch
nach den Leuten. In den Prunkgärten der
Städte stehen auf beiden Seiten der saube-
ren Kieswege lange Reihen schön gezogene
und gut gepflegte Rosenstöcke. An diesen
läßt er die gefüllten, die „hundertblättrigen“
(Bentifolien) prangen, überaus duftig und
in manchfarbner Schönheit. Gefüllte trägt
er auch hinaus aufs Dorf in die schlichten
Hausgärten, wo dem Rosenstock ein Ehren-
platz eingeräumt ist, wo man seine
Knospen zählt und jeder einzelnen, die auf-
geht, sich freut — und steht der Stock dann

in seinem vollen Schmucke da, so kommt ihm
kein anderer Pierstrauch an Wert und Würde
gleich. Der Rosenbringer geht aber auch
noch die Hecken entlang an Straßen und We-
gen und weiter ins Feld, wo am Rain
einjame Büsche stehen, und steckt auch
dort überall Rosen aus, jedoch nur einfache
und gleichwohl zierlich an Form und wohl-
duftend. — Die Rosen sind des Juni Werk.

Es kann nicht anders sein, eine Blume so
ausgezeichnet durch Schönheit und Wohlge-
ruch, mußte mehrfach ein Sinnbild werden.

Die Rose ist zunächst das S i n n b i l d e r
L u g e n d, namentlich der jungfräulichen
Sittsamkeit. Ein treffliches Sinnbild, für-
wahr! Die Rose sproßt an einem harten un-

ansehnlichen Stamm und ist mit scharfen Dornen bewehrt. Auch die Tugend und Sittsamkeit gedeiht nicht im Wohlleben und in der Weichlichkeit; sie braucht Härte und Entschiedenheit gegen die eigene bequeme Natur und muß sich gegen Zudringlichkeit und Nachstellung scharf wehren können.

Die Rose ist auch Sinnbild irdischen Glückes. Davon haben wir den Ausdruck „auf Rosen (auf Rosenblättern) gebettet sein“ und den andern: „das wird ihm keine Rosen tragen“.

Weil bei den üppigen Festen des heidnischen Altertums Rosen in verschwenderischer Fülle und Pracht zur Verwendung kamen, so ist die Rose gar auch Sinnbild der Weltlust geworden. Das Buch der Weisheit schon läßt die Gottlosen und Ungläubigen sprechen: „Mit Rosen wollen wir uns bekränzen — köstliche Weine und Salben wollen wir in Fülle gebrauchen.“ Indes wie bei der Rose der scharfe Dorn lauert, so fehlt auch der Lust der schmerzliche Stachel, die Reue nicht — und so ist die Rose nicht bloß Sinnbild der Sinnenlust, sondern zugleich auch der dem Genuße folgenden Reue.

Die Sinnbildlichkeit der Rose geht aber noch weiter. Die Rose welkt schnell und die Rosenzeit selbst eilt vorüber: ist die Rose daher nicht auch ein Bild der Vergänglichkeit des Irdischen? Siehst du in deinem Lieblingsstrauch die vollerblühte schöne Rose, freust du dich ihrer Pracht und genießest du ihren süßen Duft, vernimm doch, was sie dir sagt: „Ich bin ehrlich. Deine Freude an mir währt nur kurz. Nach wenig Tagen schon fällt Pracht und Duft auseinander und liegt in mißfarbenen Blättern verstreut am Boden; ein Bild hinfälliger Schönheit, zergangener Freude, zerstörten Glückes. Und so ist es mit aller Schönheit auf Erden, mit Glück und Freude.“ ... Es schadet aber durchaus nicht, daß gerade die Königin der Blumen dir die Vergänglichkeit dessen, woran du dich hienieden freuen möchtest, so greifbar vor Augen stellt. Wenn die Verhältnisse dem Menschen Wohlsein und Glück gewähren, so ist er ge-

neigt, an den festen Bestand seines Glückes zu glauben. Mit diesem Glauben beschleide ihn der Hochmut, und der Uebermut gesellt sich dazu. Die zwei aber sind die Feinde seines Glückes, weil sie in ihm seine guten Eigenschaften nicht mehr zur Geltung kommen lassen. Siehst du? Darum laß dir gesagt sein, was dir im Garten dein Rosenstock wohl „verblüht“, aber zum Greifen verständlich, zuspricht.

Mir kommt noch eine liebe Erinnerung. Gewiß hast du in jüngeren Jahren gleich mir viel gesungen. Dann sangst du wohl auch oft das schöne Lied „Reiters Morgengefang“, das da anhebt: „Morgenrot, Morgenrot.“ Eigentlich ist das Lied ernstes Inhalts und auch die Weise ist schwermütig, aber in den Tagen der Jugendlust singt man solche Lieder ganz gern auch bei froher Stimmung. Der zweite Vers lautet:

„Ach, wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Tuft du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen —
Ach, die Rosen welken bald!“

Eine junge Menschengestalt mit rosigen Wangen gleicht einem Rosenstock im Juni. Auch diese Rose welkt gleich den Rosen im Garten; sie welkt in wenig Jahren, auch wenn ein früher Tod sie nicht bricht, wie er sie bricht in dem jungen Reiter, der durch die Brust geschossen wird; sie welkt unter den Mühen und Sorgen des Lebens — und so welken wir alle. Daran liegt aber nichts. Worauf es ankommt, das haben wir auch gesungen und daran wollen wir uns erinnern.

„Darum still, darum still!
Züg' ich mich, wie Gott es will!
Und so will ich tapfer streiten
Und soll ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.“

Darauf kommt es an und daran liegt alles, daß jeder in seiner Weise tapfer streitet und als braver Kämpfer vor Gott sterben kann!

*

Das Menschenleben ist aus Ernst und Spiel zusammengesetzt, und der Weiseste und Glücklichste verdient nur derjenige genannt zu werden, der sich zwischen beiden im Gleichgewicht zu bewegen versteht.

Goethe.

Königin.

Ein nachdenkliches Märchen von Marie M. Schenk.

Es war einmal eine junge Königin! — Sie hatte nicht Vater noch Mutter, noch liebe Geschwister. Ein Kreis schlauer Räte umgab sie, wenn sie auf ihrem goldenen Throne saß und regierte, und ein Schwarm schmeichlerischer Höflinge huldigte ihr überschwänglich, wenn sie im hohen Kuppelsaale des Schlosses ihre rauschenden Feste gab.

Das kleine Reich der jungen Königin war schön. Sie liebte es sehr und nicht minder liebte sie ihr Volk, das glücklich zu machen ihr aufrichtiger Wille war. Aber sie hatte ihre ganz besondere Ansicht vom Glückseligkeit: sorgloses Genießen, prunkvolle Feste, prächtige Schaustellungen, üppige Gastmähler hielt sie für die höchsten Freuden des Lebens. In ihrer ganzen Umgebung war keiner, der sie eines bessern belehrt hätte; die schlauen Räte nicht, weil sie viel leichter nach ihrem eigenen Sinn realeren konnten, wenn die junge Königin ihren Vergnügungen oblag, die Höflinge erst recht nicht, weil das bunte, feste, reiche Hofleben ganz nach ihrem Geschmack war.

Das heißt: einer war da, der mahnte und warnte und versuchte auf jede Weise ihr die Augen zu öffnen und ihre Gedanken auf edlere Dinge zu lenken. Das war ihr treuer Narr, der stets zu ihren Füßen auf den Stufen des Thrones saß, wenn sie regierte, und bei den fröhlichen Festen nie von ihrer Seite wich. Aber auf ihn hörte die junge Königin nicht, sondern lachte nur über seine ernstesten Worte und seine traurigen Augen. Wer wollte auch auf einen Narren hören!

Und weil es ihr doch so sehr am Herzen lag, ihr Volk zu beglücken, gab sie ihm Feste ohne Zahl, jede Woche mindestens eines, und jedes dauerte drei Tage, und eines war immer köstlicher und prunkhafter als das andere. Dabei mußte das Volk doch glücklich sein!

Anfänglich schien es auch so, denn wo die junge Königin sich zeigte, scharte sich das Volk um sie und jauchzte und jubelte ihr zu. Aber nach und nach ward der Jubel gedämpfter und die Festfreude machte einer schalen Langweile Platz; denn nichts bekommt man bald so satt, als immer nur Süßigkeiten, und keine noch so strenge Tagesarbeit erschöpft so sehr wie immerwährender Festsaumel. Und gerade die Arbeit litt bitter Not unter der fröhlichen Herrschaft der jungen Königin. Alles blieb liegen: die Sand-

werker rasteten, die Kaufleute schlossen ihre Läden zu, die Bauern bestellten ihre Felder nicht — und als die Zeit der Ernte heran- nahte, sah es trostlos aus in dem schönen Lande. Dazu kam noch: die junge Königin konnte nicht rechnen — aber auch nicht ein klein bißchen — und die schlauen Räte und die schmeichlerischen Höflinge hüteten sich wohl, es sie zu lehren; und über den Narr, der die Rechenkunst fürtrefflich verstand, lachte sie und spottete über sein Warnungen.

Eines Tages jedoch war der Kronschatz völlig aufgebraucht und in den schweren Truhen der Staatskasse sah man den blanken Boden. Aber darum hörten die Feste noch lange nicht auf, im Gegenteil: der schlaue Rat erfannt Steuern und immer wieder neue Steuern und schränkte das Volk so lange für seine eigenen Feste, bis es im wahren Sinne des Wortes erschöpft war: erschöpft an Lebenskraft und erschöpft an Hab und Gut. Da hörten die Volksfeste von selber auf, denn das Volk weigerte den Gehorsam und festete nicht mehr mit. Dumpf und stumpf lebte es dahin; die meisten hatten in der Zeit der Feste das Arbeiten verlernt und wußten sich nun nicht zu helfen.

Wenn jetzt die junge Königin durch das Land fuhr, schallte ihr kein heller Jubel mehr entgegen; verdrossen stand das Volk am Wegrand und starrte grollend auf die goldene Kutsche. Die junge Königin verstand das je länger je weniger; das frohe Lächeln, für das ihr keiner mehr dankte, erstarb auf ihren Lippen und sie ward sehr traurig.

Eines Tages aber blieb das Volk nicht mehr am Wegrand stehen; es drängte sich um den Königswagen, manche geballte Faust erhob sich und drohende Rufe schollen ihr entgegen. Die junge Königin blickte entsetzt.

„Was wollen sie?“ fragte sie bang. Keiner gab ihr Antwort: nur ihr Narr sah sie traurig an und sagte: Brot, Königin!, sie heißen Brod!“

Da lachte die junge Königin und rief: „Brod? Ei, warum denn Brod? — sie sollen Kuchen haben!“

Jedoch das Volk wollte keinen Kuchen mehr; es litt längst Hunger und war der Verzweiflung nahe; darum schrie es nach Brod, und etliche unter ihnen, die noch alter guten Zeiten gedachten, verlangten mehr. „Arbeit und Brod!“ schrien sie.

Das war die letzte Ausfahrt der jungen Königin; mit Entsetzen sah sie, wohin sie mit ihren Beglückungsversuchen ihr Volk getrieben hatte. Nun wollte sie gerne gutmachen, aber dazu war es zu spät. Die erregte Menge stürmte nach dem Schlosse und begehrte Einlaß, und als die Königin nach ihren schlaun Räten schickte, war keiner zu finden, sie hatten sich aus dem Staube gemacht, und einige, die nicht nur schlau, sondern noch dazu falsch waren, mischten sich unter das Volk und hezten es gegen die junge Königin auf.

Immer wilder schrie das Volk vor dem Schlosse, immer schärfer klagte es die junge Königin an und verlangte, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergebe. Die schmeichlerischen Höflinge, um ihr eigenes Leben zu retten, beschloßen, die junge Königin auszuliefern. Indeß sie mit dem Volke verhandelten, sprang der Narr herzu, warf der jungen Königin einen grauen Mantel über, ergriff ihre Hand und führte sie durch einen geheimen Gang aus dem Schlosse. Willenlos ließ sie alles über sich ergehen; erst als der Weg durch den Wald und über das Gebirge beschwerlich wurde, stöhnte sie und wollte nicht mehr weiter; sie verlangte nach ihrer goldenen Kutsche. Der Narr aber gönnte ihr keine Rast: er stückte sie und trug sie halb, bis sie die Grenze des Landes erreichten. Dort warf die junge Königin einen letzten Blick auf ihr verlorenes Land, nahm ihre Krone vom Haupte, hüllte sich in ihren grauen Mantel und weinte bitterlich.

In einer Höhle im Grenzwalde rüstete der Narr ein weiches Mooslager für die junge Königin und reichte ihr aus seiner Ledertasche, die er vor der Flucht fürsorglich gefüllt hatte, zu essen. Darauf schlief sie erschöpft ein, und der Narr hielt die ganze Nacht hindurch an ihrem Lager Wache.

Von nun an wanderten sie Tag um Tag weiter, bis sie in ein fernes fremdes Land kamen, wo keiner sie kannte. Dort machte der Narr eine abgelegene Waldhütte ausfindig, darin brachte er die junge Königin unter; nach Kräften sorgte er für ihre Bequemlichkeit, immer war er um sie und suchte sie von ihren trüben Gedanken abzubringen und aufzuheitern. Sie litt schwer unter der Einsamkeit und gewöhnte sich noch schwerer an das so sehr veränderte Leben. Der Narr, der sein Dasein willig mit Waldbeeren und Wurzeln fristete, mußte ab und zu ins Thal hinabsteigen, um bei den Menschen allerhand Leckerbissen für die junge Königin einzutauschen. Dafür mußte sie

ein Schmuckstück um das andere, das sie bei ihrer Flucht getragen hatte, preisgeben, und von jedem trennte sie sich unter Tränen. Sie entbehrte ihr prunkhaftes Schloß, ihre blumenreichen Gärten, die rauschenden Feste und die fröhlichen Menschen und grollte dem Narren, daß er sie all diesem entrisen hatte; denn mit jedem Tag vergaß sie mehr, in welcher Gefahr sie damals stand, und daß sie einzig dem Narren ihr Leben verdankte.

Der Narr lächelte nur traurig bei ihren Vorwürfen; ihm tat das Herz weh, wenn er sah, wie die junge Königin litt, und noch weher, als er merkte, daß das Unglück sie nicht zu besserer Einsicht hatte bringen können.

Einmal, als er wieder zu Thal stieg, kehrte er abends nicht zur gewohnten Stunde zurück. Da ward die junge Königin zunächst sehr zornig, und sie nahm sich vor, den Säumnigen bei seiner Heimkehr hart zu strafen. Je mehr aber die Nacht voranschritt, desto mehr schmolz ihr Zorn und machte einer großen Furcht Platz, denn noch nie in ihrem Leben hatte sie eine Nacht allein in einem finstern Walde zugebracht. Endlich weinte sie sich müde in den Schlaf.

Die Sonne kam, nicht aber der Narr. Da suchte sie, aufs neue erboßt, nach etwas zu essen in der Hütte und fand auch noch einiges; der Tag verging, und noch eine laue, diesmal schlaflose Nacht brachte sie allein in der Hütte zu und zehrte am Morgen die letzten Vorräte auf. Als aber gegen Mittag der Narr immer noch nicht zurückgekehrt war und der Hunger sich bemerkbar machte, ging sie in den Wald um Beeren zu suchen. Diese fand sie wohl, nicht aber am Abend den Rückweg in ihre Hütte, und so sah sie sich gezwungen, im Walde zu übernachten. Da sah sie nun in der lauen Sommernacht an dem Stamm einer uralten Eiche gelehnt und dachte voll Sehnsucht an ihr schönes Land und an ihr Volk, das sie doch so sehr liebte und das sie doch so gerne hatte glücklich machen wollen. Ganz gewiß war es mit der Gefahr damals nicht so schlimm gewesen, wie der Narr es hingestellt hatte; hätte er sie nur mit ihrem Volke reden lassen, so wäre sicher alles wieder ins rechte Geleise gekommen.

„Ich will heimgehen zu meinem Volke und ihm sagen, wie lieb ich es habe — und alles wird wieder gut werden!“ dachte sie.

Das war leicht gedacht, aber schwer getan. Als der Morgen kam und sie sich auf den Weg machen wollte, empfand sie heftigen Hunger, und sie wäre glücklich gewesen, hätte

sie, w
Beeren
reichte
des un
deren
hinzu
Herde
wohnt
essen.
Blicker
irdene
Kessel
Mit
gin d
trauige
Da
Köffe
nigin
mit d
Hunge
aus u
allem
dem z
mitfam
ward
schickte
ihr d
eine S
das M
„Du e
Sun
weiter
nieder
hof.
„Ich
reichte
biß sie
„Ach
warum
habe i
köstlich
Die
liche
sie er
„Ich h
Da w
Stroh
spürte
waren
schlie
Frü
terte r
„Ste
und ri
„Ich
herrlich
„Ich
lachte;

sie, wie Tags zuvor, ein paar Handvoll Beeren gefunden. Müde und hungrig erreichte sie gegen Mittag das Ende des Waldes und sah vor sich eine Hütte liegen, aus deren Dachlücken Rauch aufstieg. Sie trat hinzu und erblickte ein Weib, das sich am Herde zu schaffen machte. Des Wittens ungewohnt, heischte sie mit kurzen Worten zu essen. Das Weib musterte sie mit schorfen Blicken, griff dann nach einem zerprungenen irdenen Scherben und schöpfte aus einem Kessel Kohlsuppe hinein, die nach Rauch roch. Mit spitzen Fingern nahm die junge Königin die Speise in Empfang, sah sie mißtrauisch an und verlangte nach einem Löffel.

Da lachte das Weib. „Was ist das: ein Löffel?“ fragte es; „Trinke!“ Die junge Königin versuchte es, aber es ging nicht, ging mit dem besten Willen und dem größten Hunger nicht: die Brühre sah zu sonderbar aus und roch noch viel sonderbarer. Zu allem Unglück brach auch noch ein Stück aus dem zerprungenen Teller heraus und dieser mit samt der Suppe fiel auf den Boden. Da ward das Weib zornig und jagte die ungeschickte Bettlerin von der Türe. Als diese ihr drohend zurief: „Bewegene, ich bin eine Königin und werde dich strafen!“ ließ das Weib ab von ihr und lachte mitleidig: „Du eine Königin? — eine Närrin bist du!“

Hungrig wanderte die junge Königin weiter und stieß gegen Abend erschöpft und niedergeschlagen auf einen stattlichen Bauernhof.

„Ich habe Hunger!“ jagte sie leise. Man reichte ihr ein Stück hartes Brot, und gierig biß sie hinein.

„Ach!“ seufzte sie, „nun verstehe ich erst, warum mein Volk keinen Kuchen wollte — habe ich doch bis heute nicht gewußt, wie köstlich ein Stück Brot schmeckt.“ Die neugierige Bäuerin hätte die wunderliche Fremde gern nach allerlei ausgefragt, sie erhielt aber immer nur die eine Antwort: „Ich habe den Weg verloren und bin müde.“ Da wies man ihr im Stalle eine Schütte Stroh als Lager an, und die junge Königin wüßte gar nicht mehr, wie hart die Halme waren und wie sehr sie stachen, sondern schlief alsogleich sanft und friedlich ein.

Frühmorgens kam die Stallmagd und polterte mit den Melkeimern.

„Steh auf, faule Langschläferin,“ schrie sie und rüttelte die Fremde wach, „steh auf!“

„Ich will nicht!“, sagte die junge Königin herrisch; „ich habe noch nicht ausgeschlafen.“ „Ich auch nicht!“, rief die Stallmagd und lachte; „aber wer essen will, muß bei uns

mit dem ersten Sonnenstrahl zu arbeiten anfangen.“

„Arbeiten?“ fragte die junge Königin — „arbeiten — was ist das?“

Die Magd sah sie verwundert an und schüttelte den Kopf. „Arme Närrin!“ dachte sie und wies die Fremde an, ihr beim Viehfüttern zu helfen.

Widerwillig trug die junge Königin Heu herzu; aber nun stachen die Halme, die Fliegen unfürten sie in unziemlicher Weise, der warme Stalldunst beleidigte ihre Nase, und als gar eine unkluge Kuh ihr den Schwanz ins Gesicht schlug, setzte sie den Korb nieder und fing kläglich zu weinen an. Als sie endlich ihr Schüffelchen Milch und ein großes Stück Brot verdient hatte, stillte sie ihren Hunger; dann aber zog sie weiter, den Heimweg zu suchen in ihr Land zu ihrem lieben Volke.

Doch mit jedem neuen Tag ward sie mühsamer; immer noch wanderte sie durch fremdes Land auf beschwerlichen Wegen, die gar kein Ende nehmen wollten. Ja, wenn ihr Narr sie geführt hätte: wie leicht und schön wäre da die Fahrt in die Heimat gewesen!

Zudem merkte sie bald, daß es überall war wie auf dem Bauernhofe: wer nicht arbeitete, hatte auch nichts zu essen; und noch ein anderes merkte sie: je mehr die Menschen arbeiteten und je fröhlicher sie es taten, desto glücklicher und zufriedener sahen sie aus, desto besser schmeckte ihnen ihr wohlverdientes Brot und desto mehr freuten sie sich an den einfachen Festen am Sonntag, wenn die Wochenarbeit getan war.

Da gedachte sie reuig ihres getreuen Narren, der ihr so oft von den wahren Freuden des Lebens gesprochen und den sie so oft deswegen ausgelacht hatte. Und als sie mit ihren Gedanken erst so weit war, dauerte es nicht mehr lange bis sie einsah, wie sehr ihr die rechte und echte Liebe zu ihrem Volke gefehlt hatte und wie sie selbst durch ihre Mähe und Höflinge um ihr bestes Königsout betrogen worden war. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen: was sie für Glück gehalten hatte, war eitel Lug und Trug, und ihre Liebe zu ihrem Volke war eine falsche Liebe gewesen; gerade als sie meinte, ihm wunder was zu gut zu tun, tat sie ihm das Vergste an, was sie nur konnte: sie machte seinen Sinn flatterhaft, seine Hände untätig und seine Seele hungrig. Als ihr diese Erkenntnis aufging, barg die junge Königin ihr Haupt in den Händen und weinte lange. Jetzt mußte sie den Weg heimfinden, denn nun wußte sie, was für sie

noch einzig zu tun übrig blieb: vor ihr Volk hintreten mußte sie und bekennen, was sie aus Unwissenheit an ihm gesündigt hatte, mußte ihm sagen, wie sehr sie es liebe und mußte ihm den wahren Weg zum Glück weisen, den Weg der Arbeit und Genügsamkeit. Komme dann was wolle: mit keiner Wimper wollte sie zucken; wenn es ihr nur gelang, ihres Volkes Liebe zurück zu gewinnen.

Und siehe! am Abend desselben Tages, als sie beim Scheiden der Sonne auf hoher Bergeskuppel stand, sah sie tief unter sich ihr geliebtes Land liegen. Mit freudepochendem Herzen stieg sie andern Tags hinab und wandelte auf bekannten Wegen ihrem Schlosse zu. Wo immer sie an Menschen vorüberkam, sprach sie gütig zu ihnen und wollte ihnen den Weg zum wahren Glück zeigen. Keiner erkannte sie in dem grauen Mantel und nur wenige achteten anfänglich auf ihre Reden, und diese wenigen lachten sie aus und verspotteten sie. Da ward das Herz der jungen Königin immer schwerer; die ganze Kraft ihrer Liebe legte sie in ihre Worte und allmählich sammelte sich eine aufhorchende Menge um sie.

Schon meinte sie, gewonnen zu haben, da brach es wie eine Sturmflut über sie herein.

„Was will die Närrin?“ schrie es durcheinander; „sind wir denn nicht glücklich, seit wir frei sind? Was wollen wir mehr, seit wir das verhaßte Joch der Königin abgeworfen haben? Arbeit? — zu was denn Arbeit, wenn wir Feste feiern können! Und Brot — wozu Brot, da wir doch Kuchen haben?“

Voller Schrecken erkannte die junge Königin, daß ihr Volk sich auf einem neuen, noch viel gefährlicheren Irrweg befand; ein heißes Erbarmen ergriff sie, weit breitete sie die Arme aus und rief beschwörend: „Hört auf mich und kehret um — ihr geht auf falschen Wegen! Nur in der Arbeit ruht der Segen, nur in der Genügsamkeit findet ihr das Glück. Glaubt mir doch, glaubt eurer Königin, die euch liebt!“

Aus den Falten ihres grauen Mantels zog sie ihre Königskrone hervor, von der sie sich auch in der höchsten Not nicht getrennt hatte und hob sie hoch empor. Aber schon griffen gierige Hände darnach und entriß sie ihr. Wild und müßig lärmte das Volk durcheinander und schloß den Ring immer dichter um sie.

„Unsere Königin!“ schrie einer; „wir haben keine Königin mehr und wir wollen auch keine mehr haben. Diese Närrin, wenn sie wirklich die ist, die früher unsere Königin

war, die uns ins Verderben führte — schlägt sie nieder! schlägt sie nieder!“

„Schlagt sie nieder! — schlägt sie nieder!“ — tönte es drohend von allen Seiten, und da und dort hoben sich geballte Fäuste. Da ließ die junge Königin die erhobenen Arme sinken; mit todtraurigem Blick sah sie über ihr tobendes Volk hin, dann verhüllte sie mit den weiten Falten ihres Mantels das Haupt und erwartete den ersten Schlag.

Er fiel aber nicht! Ein Mann durchbrach mit starken Armen die murrende Menge und stellte sich schützend vor die bedrohte Königin; sein buntes Schellenkleid klingelte leise: es war der treue Narr.

„Zurück!“ schrie er mit starker Stimme in den Aufruhr hinein; „zurück und rührt sie nicht an — es ist mein Weib!“

Da ward es still in dem wogenden Menschenwurm; die erhobenen Fäuste sanken herab und aus dem drohenden Geschrei wurde ein höhnisches Gelächter.

„Sein Weib! des Narren Weib! also eine Närrin und keine Königin!“

Und lachend stob das Volk auseinander.

Die junge Königin aber stand unter ihrem Mantel wie erstarrt und fand für ihr Leid keine Träne. Da löste der Narr mit sanfter Hand des Mantels Falten und sah die Herrin mit einem wunderlichen Blick an. So lange hatte er nach ihr gesucht, seit er, durch allerhand Mißgeschick aufgehalten, zu spät in die verlassene Waldhütte heimaefehrt war. Oft hatte er ihre Spur nur gefunden, um sie alsobald wieder zu verlieren, denn die junge Königin ging arg in der Irre, und nun war er am Ende doch gerade noch zu recht gekommen, um ihr zum zweiten Male das Leben zu retten.

Baghaft ergriff er ihre Hand — da zuckte die junge Königin zusammen und sah vor sich den treuen Narren, der den wunderlichen Blick nicht von ihr abließ. Langsam wich die Starre von ihr und zwei einzige schwere Tränentropfen rollten über ihre Wangen: dann lächelte sie lieblich und reichte ihrem Retter auch die andere Hand dar. — — —

Der Narr aber führte die junge Königin zurück in die einsame Waldhütte und dort ward sie in Wahrheit sein Weib. Und damit begann ein ganz neues Leben für sie: ein Leben der Arbeit und der Genügsamkeit. Nun konnte sie anwenden, was sie auf ihrer mühevollen Heimwanderung gelernt hatte, und sie wunderte sich oft genug darüber, wie leicht das ging und wie wenig sie jetzt ihr prunkhaftes Schloß und ihre üppigen Feste vermisse. Wohl war ihr die Königskrone

verlor
Krone
wenn
dachte
wün
Retter
— de
Do
Gedac
blühe

S
jem
hängt
Ma
mir
so na
deine
unen
nicht
um
Blöb
Turk
verlo
men,
er ha
Bode
auf
mit
Füße
durch
am
grim
Haupt
dieser
schen
Käfte
inner
Gott,
lassen
Be
besser
um d

verloren gegangen, dafür aber hatte sie die Krone des Lebens, die Liebe, gewonnen. Nur wenn sie an ihr armes, irregelitetes Volk dachte, ward ihr das Herz schwer und sie wünschte unter Tränen, daß ihm bald ein Ketter ersteh, der es aus seiner Not erlöse — denn sie liebte es noch immer!

Doch blieb ihr nie lange Zeit zu trüben Gedanken: um sie wuchs eine fröhliche, blühende Kinderchar heran, die zu beherr-

schen ihr manchmal mehr Beschwerde machte, als einstens das Regieren über ein ganzes Volk.

In deren Kreise feierte sie ihre stillen Feste und lebte in ihrem kleinen Waldreich an der Seite des Mannes, den sie in Not und Gefahr einzig treu befunden hatte, ein glückliches und beglückendes Leben.

— Es war einmal eine junge Königin —

Der beste Orden.

Gar manches Knopfloch ist geschmückt,
Weil manchem dies und das geglückt.
Mit Klingen und mit Rielen.
Jedweder Leistung Ehr' und Preis:
Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen.

Friedrich Wilhelm Weber.

Armentrost.

Von Alban Stolz.

Heute, da ich dieses schreibe, ist Karfreitag. Jeder wahre Christ betrachtet an diesem Tag seinen Heiland, wie er am Kreuz hängt.

Manchmal schon hat ein Armer zu mir gesagt: Kein Mensch auf der Welt ist so notdürftig als ich. Und ich sage: Siehe deinen Erlöser am Kreuz an, ob er nicht unendlich notdürftiger gewesen ist. Er hat nicht einmal den elendesten Felsen gehabt, um am hellen Tag vor allem Volk seine Blöße zu decken; er hat in dem grimmigen Durst, welchen jeder bekommt, der viel Blut verloren hat, keinen Tropfen Wasser bekommen, obchon er gerufen hat: Mich dürstet; er hat in der Todesnot nicht eine Handbreit Boden gehabt, um sein sterbendes Haupt darauf zu legen. Und in dieser äußersten Armut war er noch gefesselt an Händen und Füßen, nicht durch Seil oder Ketten, sondern durch eingeschlagene Nägel, und war krank am Blutsurz aus seinen Wunden und an grimmigen Schmerzen vom Scheitel des Hauptes bis zu den Füßen; und mußte in diesem schrecklichen Zustand von den Menschen nichts als Verachtung, Spott und Lästerung hören und sehen; und selbst der innerliche Trost fehlte ihm. Er rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Besinne dich nun, du Armer, ob du es nicht besser hast als dein Heiland. Hast du nichts, um deine Blöße zu decken? Hast du nicht

die notwendigste Nahrung, um das Leibesleben zu erhalten? Hast du nicht ein Lager, wo du dich hinlegen kannst? Bist du auch krank an solcher Pein wie der Gekreuzigte? Und wirst du auch so verlästert wie er?

Vielleicht sagst du: Wenn ich auch nicht so grausam gemartert bin wie der Heiland am Kreuz, so geht es mir doch übel genug. Er hat seine Armut getragen, um die Sünden der Welt abzulösen; aber was meine Armut nützen soll, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie mir das Leben traurig und bitter macht. Und andere haben es doch auch besser.

Du hättest wohl recht, wenn wir immer auf Erden bleiben müßten und wenn es in Ewigkeit so fortginge. Allein nach diesem kurzen Leben kommt ein unendlich langes Leben. Und in der andern Welt geht es vielen Menschen gerade umgekehrt als in diesem Leben. Der reiche Prasser sitzt in der Hölle, und der arme Lazarus ist glücklich im Himmel bis auf den heutigen Tag und in alle Ewigkeit. Wenn du nach einem Leben in Armut in den Himmel kommst, bist du dann übel gefahren? Wenn ein Verbrecher den andern Tag zum Tod geführt, gehängt oder geköpft wird, so bekommt er vorher noch das sogenannte Henkersmahl; es wird ihm ein gutes, reichliches Essen und Wein und Kaffee aufgestellt. Wöchtest du tauschen mit dem armen Sünder und seinem guten Essen? Gewiß nicht; da ist dir Wasser, Kartoffeln

und Brot doch noch lieber als eine Hentersmahlzeit und hintendran der gewaltfame Tod. — Siehe, das Wohlleben des reichen Brassers und zahllos vieler reichen Leute ist oft auch eine solche Hentersmahlzeit, welche sie noch bekommen vor ihrem bösen Tod und ewiger Verdammung. Ihr Leben ist eine kurze Fastnacht; der Tod ist ihr Aschermittwoch, und dann fängt eine schreckliche Buß- und Fastenzeit an, welche niemals ein Ende nimmt. Wenn du hingegen deine Armut in christlicher Geduld eine Zeitlang getragen hast und am End in den Himmel kommst, so ist dein Leben auf Erden ein Karfreitag, und nach dem Tod kommt deine Ostern mit einem ewig freudigen Alleluja. Darum sagt auch der Apostel Paulus: „Unser vorübergehendes und erträgliches Leiden bringt uns eine ewige, übermäßige Fülle von Herrlichkeit.“

Du könntest aber weiter sagen: Die Leute, welche reich oder doch nicht arm sind, werden auch nicht alle in die Hölle kommen. Und so wäre es mir aber doch lieber, wenn ich nicht arm wäre; ich könnte auch ohne Armut ein christliches Leben führen.

Darauf sage ich so: Arm müssen wir eigentlich alle sein, wenn wir in den Himmel kommen wollen; auch der Wohlhabige muß wenigstens inwendig oder, wie die Heilige Schrift sagt, im Geist arm sein; das Herz darf nicht an Geld und Gut kleben und viel

danach fragen. Darum ist umgekehrt der arme Mensch, welcher mit aller Gewalt Geld und Gut haben möchte, nicht arm im Geiste, und darum kann er sich keine Hoffnung machen auf die Seligkeit, welche den Armen im Geiste versprochen ist. Nun aber gehört es zur Ordnung Gottes in dieser Welt, daß es überall und allzeit Arme und Vermögliche gibt, wie er es auch angeordnet hat, daß es Menschen von zweierlei Geschlecht gibt. So unvernünftig es nun wäre, wenn ein Weib darüber murren wollte, daß es ein Weib und nicht ein Mann ist, so unvernünftig wäre es, wenn du murren wolltest, daß Gott dich unter die Armen statt unter die Reichen gesetzt hat. Er ist der Herr und hat allein das Recht, mit jedem zu machen, was er für gut findet. Du kannst es nicht anders machen, du bist eben arm; aber es ist ein großer Unterschied, ob du einwilligst oder widerspenstig bist. Wenn es dir recht ist, daß du arm bist, und gar nicht reich sein möchtest, weil es Gott so haben will, dann ist deine Armut von großem Wert vor Gott, eine wahre Himmelsleiter. Wenn du aber unzufrieden darüber bist und Mißgunst gegen andere hast, dann bleibst du doch arm; aber deine Armut nützt dir nichts, sie drückt dich noch schwerer als den guten Christen und kann dich zuletzt in die Hölle hinunterdrücken, namentlich wenn du durch Lug, Betrug oder Diebstahl dir zu helfen suchst.

+

Armut und Almosen im deutschen Sprichwort.

Kein Armer soll verachtet werden,
Denn Christus war auch arm auf Erden.

*

Gut Gewissen und armer Herd,
Ist Gold und aller Ehren wert.

*

Fröhliche Armut ist Reichtum ohne Gut.

*

Arme Leute bringen einen Gruß vom lieben Gott!

*

Was du den Armen zur Tür hinausgibst, das bringen die Engel wieder zum Fenster herein.

Tue wohl und schau nicht wem,
Das ist Christo angenehm.

*

Und ist die Gabe noch so klein,
Gott trägt sie ins Register ein.

*

Wer den andern ein Rissen unterlegt,
findet anderswo ein Bett.

*

Wer Edeltaten tut,
Der ist ein Edelblut.

*

rt der
lt Geid
Geist,
ffnung
Armen
gehört
elt, daß
ermög-
at, daß
gibt.
in ein
es ein
ernünf-
st, daß
er die
nd hat
n, was
anders
ist ein
st oder
st, daß
öchtest,
t deine
t, eine
ungu-
gegen
; aber
st dich
n und
unter-
ag, Ve-
.

ort.

erlegt.



Mater dolorosa.

Nach einem Holzschnitt von Augustin Kolb.

Der Schatzgräber.

Von Johann Wolfgang Goethe.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!“
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreiß' um Kreisse,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelehrte Weise
Grub ich nach dem alten Schätze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam, gleich einem Sterne,
Sinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfte schlug,
Und da galt kein Vorbereiten.
Seller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schaie,
Die ein schöner Knabe trug.

Golde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenfranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es sann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens,
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.“

+

Das rechte Hausglück liegt in vier Dingen: einem gnädigen Gott, einem gefundenen Leib, einem braven Weib, einem seligen Tod.

Deutsches Sprichwort.

*

Immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgroße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit; für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib.

lahn.

*

Und wenn man auch allen Sonnenschein wegstreicht, so gibt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend — es ist so viel schönes Licht in der Welt.

Wilhelm Raabe.

Der Holzhacker.

Von Karl Siebel.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühesten Morgen,
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder,
Sie trodnet sanft, sie trodnet leis
Die furchenreiche wieder.

So haben sorgen sie gemüht
Seit langen harten Jahren,
Und keiner hat es wohl gemüht,
Wie glücklich beide waren.

+

Samstagabend.

Von Detlev v. Liliencron.

Kaum, kaum noch im zerfließenden Duft,
Wo die Hügel verdämmern, die Landschaft, die Luft,
Raucht der Schornstein einer Fabrik.
Weißer Qualm zieht, zerteilt sich, verichwindet,
Und hört plötzlich auf.
Die Woche hat eben geendet.

Im schmutzigen, staubigen Ehrenkleid
Entströmt, von des Tages Fron befreit,
Der Arbeiterschwarm der Fabrik.
Wenn Schnaps dann und wüßtes Wort sich bindet,
Geht der Lohn rasch drauf,
Und der Sonntag ist morgen geschändet.

Nein, nein, und nein! Auch vom Himmel ein Stück:
Offner Frauenarm, Kinderjubil, häusliches Glück,
Raht der Vater aus der Fabrik.
Wo sich am Herd die Liebe findet,
Hat des Ruhtags Verlauf
Biel künftige Kraft gespendet.

+

Mutter, vergiß das Erzählen nicht!

Von Alphons W. Rathgeber.

Bei der Rückschau über sein langes Leben
erinnerte sich der greise Goethe mit inniger
Freude der seligen Abendstunden, wo er
zu Füßen seiner Mutter saß und auf die
Märchen lauschte, die wie ein unversiegbarer
Quell aus ihrem Munde flossen. Frau Rat
erzählt uns über diese Märchenstunden: „Ich
konnte nicht ermüden zu erzählen, so wie er
nicht ermüdete zuzuhören. Da saß ich und
da verschlang er mich bald mit seinen großen
schwarzen Augen, und wenn das Schicksal

irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem
Sinn ging, da sah ich, wie die Hornader an
der Stirne schwoh, und wie er die Träne ver-
biß. Manchmal griff er ein und sagte, noch
ehe ich meine Wendung genommen hatte:
Nicht wahr, Mütter, die Prinzessin heiratet
nicht den verdammten Schneider, auch wenn
er den Riesen tots schlägt? Wenn ich nur
Halt machte und die Katastrophe auf den
nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher
sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt



Hausmärchen

Ludwig Richter.

hatte,
dungst
fig dur
nächste
ner M
gerate
und F
unter
Großm
deren
allema
zählun
fuhr ic
ter im
geheim
uns, d

Glück
Märche
liches
Märche

Liebe
Sag n
Liebe
gab dir
Weg z
Wie d
ichert
Kinder
Welten
Schließ
reichen
frohe
Gnome

... D
Und ich
Schneem
Und pl
Sirenen
Die sie
Und Mi
Die gek
Der He
Das fa
hoch d
Und D
Das B
Und wi
Kottäpp
Und ah
Jung

Und rei
Ein bl
Mit we
Wenn d
Dann i
Im Ra
Und lod

hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiterlenkte und sagte: Du hast's geraten, so ist's gekommen, da war er Feuer und Flamme und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den anderen verriet. . ."

Gliückliches Kind, das eine solch begnadigte Märchenerzählerin zur Mutter hat! Glückliches Kind, das den Zauber der abendlichen Märchenstunden erleben darf!

Liebe Mutter, erzählst du deinen Kindern? Sag nicht: ich kann es nicht. Der dir die Liebe zu deinen Kindern in die Seele legte, gab dir auch die Kunst und das Geschick, den Weg zum Herzen deiner Kinder zu finden. Wie die Schwalbe mit ihren Jungen zwitschert, so will der Schöpfer, daß du mit deinen Kindern plauderst und in ihrer Seele neue Welten schaffst. Erzähle deinen Kindern! Schließ ihn auf, den wundervollen, zauberreichen Märchenbrunnen und rufe sie ins frohe Leben, die Zwerge und Wichtel und Gnomen und Elfen. . .

. . . Die Riesentochter steigt von ihren Bergen und schüttet Pflug und Bauer in den Schoß. Schneewittchen lebt zufrieden bei den Zwergen und plaudert mit der Hexe ahnungslos.

Sirenen locken mit verliebter Stimme, Die sieben Schwaben führen ihren Spieß.

Und Ritter Blaubart würgt in wildem Grimme Die zehnte Frau im dunklen Burgversteß.

Der kleine Hans fällt in den schwarzen Graben, Das kam, er guckte immer in die Luft;

Hoch oben kreischt der Schrei der sieben Raben, Und Däumling führt die Brüder aus der Luft.

Das Bäumchen prangt in dunkelgrünem Laube Und wünscht sich, daß es goldne Blätter hätt';

Kottläppchen guckt Großmutter's weiße Haube Und ahnt nicht, daß der Wolf im Bett.

Jung Siegfried will ein Schwert vom König haben

Und reißt die Bäume aus voll Uebermut. Ein blondes Nixlein zieht den Fischerknaben

Mit weißen Armen in die blaue Flut. Wenn dann die Nebel aus den Wiesen steigen,

Dann ist die ganze Elfschar erwacht, Im Mondschein führt die Königin den Reigen,

Und lockt den Wandrer in die Todesnacht. . .

(L. Jakobowski.)

Erzähle so von all den goldnen Träumen, die von alter Zeit die Seele der Menschen bewegen und führe deine Kinder tief hinein ins goldne Märchenreich. Dann wird euer Stübchen zum geheimnisvollen Feenpalast. Mit glänzenden Augen kauern die Kinder lautlos zu deinen Füßen; das Märchen mit seinen geheimen Schauern steigt auf vor ihrem Blick.

Geht zurück in deine eigene Kindheit und erzähle von deinen Jugenderlebnissen! Laßt die Zeit wieder wach werden, wo „Großvater die Großmutter nahm“; erzähle von den sinnreichen, gemütvollen Sitten und Gebräuchen der alten Zeit. Und vergiß vor allem nicht die innigen ewig schönen Geschichten der heiligen Offenbarung! Erzähle vom wunderbaren Paradiesgarten und der falschen Teufelschlange, vom braven Abel und rohen Cain, von den alles überflutenden Wassern der Sintflut, vom ägyptischen Josef, vom tapferen David und großmännlichen Goliath, vom unsinnig gescheiterten Salomon und der Königin Esther. . . Erzähle von des Jesufindes Geburt im Stall und von der lieben Gottesmutter Maria: laß die armen Hirten fröhlich zum Krippllein eilen und die drei vornehmen Weisen aus dem Morgenland ehrfurchtsvoll ihre Gaben bringen. Erzähle von des Heilands Liebe zu den Kindern und von seinem bitteren Leiden und Sterben. Schlage die Legende auf und sprich mit deinen Kindern von den Heldentaten, von den Gottestaten eines heiligen Panfratius und Tarzisius, einer heiligen Agnes und Cäcilia, Lucia und Agatha usw. Dann werden sich von selbst die Händchen falten zum treuherzigen, lieben Kindergebet.

Mutter, erzähle deinen Kindern!

Gorch auf die vielen Fragen der Kleinen und gib ihnen Antwort! Es ist ja wohl richtig: ein Narr und ein Kind fragen mehr als zehn Weise beantworten können. Die Kinder können mitunter durch ihr ewiges Fragen gar lästig werden. Verliere da nicht die Geduld! Weise die neugierigen Frager nicht barsch ab: „So schweige doch einmal! — Das geht dich nichts an! — Das brauchen kleine Kinder nicht zu wissen! — Du bringst mich noch zur Verzweiflung mit deinem einfältigen Fragen! — Ich weiß es nicht! —“ usw. Den Wissensdurst der erwachenden Seele zu stillen, die verschlossene Truhe der Lebensrätsel weiter und weiter zu öffnen, schau, das gehört ebenso zu deinem Mutterberuf wie das Sorgen für die leibliche Entwicklung und Gesundheit der Kinder.

Mutter, vergiß das Erzählen nicht!



Einmal wird alles vergessen sein . . .

Von Paul Keller.

Einmal wird alles vergessen sein,
Die ganze Schmach und die ganze Pein,
Einmal wird unser deutscher Rhein
Wieder deutsch und unser sein.
Die Fahne wird hoch im Winde weh'n
Und hoch in der Welt in Ehren steh'n.
Kein fremdes Wort wird mehr zum Befehle,
Befreit ist die große deutsche Seele,
Befreit von Schande und Feindesnot
Und neu erstanden vom Ehrentod.
Vorüber ist dann die Raserei,
Verhallt ist der Gasse wildes Geschrei,
Mit stillem, friedlichem Angesicht
Geht jeder Mensch den Weg seiner Pflicht.
Dann sind nicht Hungern und Frieren mehr,
Dann ist kein Leben mehr freudeleer,
Und alles was quälte, das ist gewesen,
Und das franke Deutschland ist wieder genesen.

— — — — —
Und wann wird das sein? —
Gott weiß es allein!
Wohl werden wir selbst dann vergessen sein.
Die Augen, die sich so müde gewacht,
Die sind dann in Frieden zugemacht;
Und was in der Welt uns so wild umtöbt
Und was wir so heftig getadelt, gelobt
Und alles, was unser Fleisch gewann,
Und alles, was uns in nichts zerrann,
Das geht uns dann alles nichts mehr an.
Wir liegen im großen stillen Hafen
Vor Gottes Anker und schlafen und schlafen.
Vergessen, was Bitt'res das Leben uns bot,
Den Krieg und die Schande und all diese Not
Und sind von allem Rohen und Wilden
Weit fort in schönen Friedensgefilden.
Was kümmert's uns dann, wie die Zeit enteilt,
Was kümmert's uns, wie sich die Welt verteilt,
Was kümmern uns böse Friedensverträge

Und alle tückischen Schicksalsschläge?
Alles war eitel, alles war — nichts!
Im Strahlentranze ewigen Lichts
Wird unser armseliges Erdengeschehen
Vor uns als große Torheit stehen.
Einmal wird alles vergessen sein
Draußen im stillen Totenhain —
Schön wird das sein — schön wird das sein!

— — — — —
Von den andern aber, die nach uns kommen,
Wenn die Bürde von uns genommen,
Wenn wir lange vergessen sind,
So ein Enkel oder Urenkelkind,
Das tritt einmal in den Kirchhof hinein
Und liest von einem verwitterten Stein
Einen Namen und eine Zahl,
Und von Mitleid ein tiefer Strahl
Zuckt ihm über das junge Gesicht
Und es spricht:
„Das war auch einer, der im Kriege gelebt,
Einer, der in der Revolution erbebt,
Der hat in Deutschlands dunkelsten Tagen
Bergschwere Lasten getragen;
So schlafe nun in guter Ruh',
Gieber deutscher Pulver du!“
Und der Junge tritt auf die Straße zurück,
Überall Freiheit und Ordnung und Glück,
Der alten Zeit gedenkt man noch kaum,
Sie ist vorbei wie ein wilder Traum.

— — — — —
Deutsche, wir Deutsche, wir müssen sterben,
Doch Deutschland, Deutschland kann nicht verderben,
Glücklich und frei sind unsere Erben;
Einmal wird alles vergessen sein,
Und Deutschland steht wieder im Glorionschein!

Das Ergebnis der Reichstagswahlen.

Am 4. Mai 1924 fanden die Wahlen zum Reichstag statt. Dabei erzielten die verschiedenen Parteien — im ganzen Reich zusammengerechnet — folgende **Stimmenergebnisse:**

| | | |
|--|-----------|---------|
| Ver. Soziald. Partei | 6 014 372 | Stimmen |
| Deutschnat. Volkspart. | 5 718 545 | " |
| Landbündliste | 574 280 | " |
| Zentrumspartei | 3 921 206 | " |
| Kommunisten | 3 746 643 | " |
| Deutsche Volkspartei | 2 700 447 | " |
| Deutschvölkische Freiheitspartei und Nationalsoz. Arbeiterpartei | 1 924 018 | " |
| Demokratische Partei | 1 658 076 | " |
| Bayerische Volkspartei | 946 649 | " |
| Bayer. Bauernbund | 684 395 | " |
| Deutschsoziale Partei | 337 943 | " |
| Deutschhannoveraner | 319 805 | " |

Außerdem wurden 842 208 Stimmen abgegeben für Parteien, die kein Mandat erhielten!

Demgemäß beträgt die Zahl der abgegebenen gültigen Stimmen insgesamt 29 388 577.

Außerdem wurden noch etwa 220 000 ungültige Stimmen abgegeben.

Zahl der Reichstagsabgeordneten.

| | | |
|---|-----|-------------|
| Auf Grund des Wahlergebnisses erhielt: | | |
| Deutschn. Volkspartei | 106 | Abgeordnete |
| (106 infolge des Anschlusses von 10 Landbündlern) | | |
| Ver. Soziald. Partei | 100 | " |
| Zentrum | 65 | " |
| Kommunistische Partei | 62 | " |
| Deutsche Volkspartei | 44 | " |
| Nationalsozialisten | 32 | " |
| Demokratische Partei | 28 | " |
| Bayerische Volkspartei | 16 | " |
| Bayerischer Bauernbund | 7 | " |
| Hannoversche Partei | 5 | " |
| Deutschsoziale Partei | 4 | " |
| Wirtschaftspartei | 3 | " |

(Die Stimmen für die Wirtschaftspartei sind in der für den bayer. Bauernbund abgegebenen Stimmenzahl enthalten; darum tra-

ten sie in der obigen Aufstellung der Stimmenergebnisse auch nicht besonders in Erscheinung.)

Die Zahl der Reichstags-Abgeordneten beträgt demnach insgesamt 472

Badisches Wahlergebnis:

In Baden nun, das bekanntlich den 32. Wahlkreis bildete, haben sich die Wahlerfolge der verschiedenen Parteien folgendermaßen gestaltet:

| | | |
|---|-----------|---------|
| Stimmberechtigt | 1 402 061 | |
| Abgegebene Stimmzettel | 11 023 | |
| Ungültig | 10 529 | |
| Gültig abgegeben | 941 763 | |
| Zentrum | 325 645 | Stimmen |
| Ver. Soziald. Partei | 142 801 | " |
| Kommunist. Partei | 95 564 | " |
| Deutschnationale Volksp. | 75 835 | " |
| Deutsche Volkspartei | 74 887 | " |
| Demokratische Partei | 73 882 | " |
| Landbund | 71 387 | " |
| Völkisch sozialer Block | 45 049 | " |
| Wirtsch. Vereinigung des bad. Mittelstandes | 21 424 | " |
| Bund der Genossen | 6 948 | " |
| Unabh. soziald. Partei | 6 153 | " |
| Republikanische Partei | 1 404 | " |
| Säuer-Bund | 784 | " |

Die Namen der Reichstagsabgeordneten des badischen Zentrums:

Das badische Zentrum konnte folgende Reichstagsabgeordnete nach Berlin entsenden: Damm, Landwirt und Bürgermeister, Wagenchwend b. Eberbach; Diez, Landwirt, Radolfzell a. Bodensee; Erjing, Gewerkschaftssekretär, Karlsruhe; Fehrenbach, Rechtsanwalt, Reichskanzler a. D., Freiburg i. Br.; Dr. Wirth, Professor, Reichskanzler a. D., Freiburg i. Br.

Auf Grund der Reichsliste des Zentrums gelangte sodann noch Adam Röder, Chefredakteur, Karlsruhe, in den Reichstag.

Demgemäß gehören 6 Zentrumsabgeordnete aus Baden dem Reichstag an. S.

1925 — Das „Heilige Jahr“.

Das Jahr 1925 wird in der katholischen Kirche das „Heilige Jahr“ genannt werden.

In der Vorhalle von St. Peter wurde am Simmelfahrtstage durch Mgr. Wilpert die Bulle „Infinita Dei misericordia“ (Gottes unbegrenzte Barmherzigkeit) verlesen, mit der das „Heilige Jahr“, das Jubeljahr, angekündigt wurde. Das „Heilige Jahr“ entspricht einem alten Brauche; es geht auf eine alttestamentarische Sitte zurück, aufs Sabbatjahr, das als Sühnejahr in bestimmtem Abstand in den Kreislauf der Jahre eingefügt wurde. Die Juden des Alten Testaments erlangten im Sabbatjahr die Güter, die in fremden Besitz übergegangen waren, zurück und kamen so wieder zu ihrer Habe, die Sklaven wurden frei und kehrten heim „ins frühere Haus“, den Schuldnern wurden ihre Schulden nachgelassen. Das Christentum gab jedoch diesem Sühnejahr eine andere Bedeutung, indem es die Sühne in das Geistige übertrug; es verband besondere Gnadenmittel mit diesem großen Jubiläum, um den Menschen wieder in den Besitz der Freiheit zu verhelfen, derentwegen Christus die Welt erlöst hat. Ursprünglich wurde das „Heilige Jahr“ nur in einem Abstand von hundert Jahren gefeiert. Aber schon im Jahre 1343 verordnete Innozenz der Sechste auf die Bitten der Römer, daß es alle 50 Jahre, also bereits 1350 wieder gefeiert werden durfte. Urban der Sechste ließ es alle 33 Jahre, angefangen 1390, feiern. Nikolaus der Fünfte (1447—55 Papst) kehrte nach dem alttestamentlichen Vorbild wieder zum fünfzigjährigen Zyklus zurück, und Paul der Zweite, der von 1464—71 als Papst regierte, ermäßigte dann den Abstand zwischen den Jubeljahren erneut, und zwar auf 25 Jahre, ein Abstand, der seitdem besteht.

Das „Heilige Jahr“ dauert ein volles Jahr. Es beginnt am Heiligen Abend 1924 und dauert bis zum Heiligen Abend 1925. Während dieser Zeit werden nach guter altchristlicher Gepflogenheit aus allen Ländern Pilgerfahrten nach Rom ausgeführt, um besondere Gnaden zu erwerben. Das „Heilige Jahr“ ist nämlich mit einem vollkommenen Ablaß ausgestattet, dessen Erwerbung allerdings große Anforderungen stellt. Der auswärtige Pilger muß außer den bekannten Voraussetzungen die vier Patriarchalbasiliken (St. Peter, St. Paul, Lateran und St. Maria Maggiore) an zehn Tagen (Roms Be-

wohner sogar an 20 Tagen) mit oder ohne Unterbrechung besuchen, und zwar täglich. Beim Besuch muß man nach der Meinung des Heiligen Vaters beten. Die ganz besondere Gebetsmeinung des Papstes für das „Heilige Jahr 1925“ ist der Völkerfriede, „nicht so sehr der in staatlichen Urkunden verzeichnete, als vielmehr der in den Gemütern besiegelte“.

„Dieses Große Jubiläum“, heißt es in der Bulle, „das ein volles Jahr dauert, soll nicht nur die Seelen der einzelnen reinigen und ihre Krankheiten heilen. In dieser Gott wohlgefälligen Zeit werden der Besuch der heiligsten Stätten, die Mehrung der privaten und öffentlichen Andachten, die reichen Gnadenhilfen des Himmels viel dazu beitragen, die Menschen zu höherer Heiligkeit anzusporren und die Gesellschaft zu erneuern. Wie das schlechte Leben der einzelnen der Gemeinschaft schadet, so muß die menschliche Gesellschaft notwendig gebessert und inniger mit Christus vereinigt werden, wenn die einzelnen ein heiligeres Leben beginnen. Es ist schwer einzusehen, wie ein brüderliches Verhältnis der Völker und ein dauernder Frieden wieder eintreten kann, wenn nicht alle Untertanen die Liebe in sich aufnehmen und die Staatslenker nicht in diesem Geiste Beschlüsse fassen.“

„Dann kommt eine ungeheuere Schar von Pilgern nach Rom, dem zweiten Vaterlande der katholischen Völker. Sie besuchen gemeinsam den gemeinsamen Vater, bekennen vereint den gleichen Glauben, empfangen miteinander die die Einheit bewirkende heiligste Eucharistie, schöpfen und mehren jenen Geist der Liebe, den als Hauptmerkmal der Christen schon die heiligen Denkmale der Stadt Rom erweisen und empfehlen. Was könnte aber nützlicher sein als das, um die Herzen der Menschen und der Völker miteinander zu verbinden?“

„Möchten in dieser vollkommenen Liebe auch jene Völker sich vereinen, die eine jahrhundertelange unheilvolle Trennung von der Römischen Kirche fernhält! Angenehmeres und Tröstlicheres könnte Uns nicht begeben, als wenn viele von ihnen, wenn auch nicht alle, zur einen Herde Christi zurück-

feh
jes
und
aufne
und
hen,
wenn
geord
es in
infolg
lage
zur L
zu m
Gott
nung
„E
anläß
erfleh
ber j
den T
er vi

Die
die da
Eltern
fes v
In
die
und
weiter
Eine
wußt
beschr
jen
heran
ten.
nützt
Welt
leidet
Gesch
Leben.
Sprac
Chara
gilt es
lassen
gabe
muß
Schul
ziehung

kehrten und Wir sie bei Gelegenheit dieses Großen Jubiläums liebevoll umarmen und in die Zahl Unserer teuersten Söhne aufnehmen könnten!"

„Um die Frömmigkeit der Völker zu nähren und zu mehren und reicheren Gewinn zu ziehen, wäre es allerdings von größtem Nutzen, wenn der Verlauf des Jubiläumjahres so geordnet und geregelt werden könnte, wie es in vergangenen Zeiten geschah. Aber was infolge der äußeren Umstände und der Zeitlage den Einrichtungen und Organisationen zur Vorbereitung der künftigen Festlichkeiten zu mangeln scheint, das wolle der gültige Gott durch die Reichthümer seiner Erbarmung reichlich ersetzen!"

„Etwas ganz Besonderes haben Wir noch anlässlich dieses Jubiläums, das ihr mit Uns erleben mögt. Wir meinen die Wiederherstellung des Friedens, nicht in den Dokumenten, sondern in den Seelen; ist er vielleicht auch weniger fern als früher,

für Unsere und aller Erwartung scheint er immer noch zu fern zu sein. Wenn ihr, Roms Bewohner oder Gäste, frei von Schuld und liebeentflammt, dieses große Gut in den Heiligtümern der Apostel erfleht, besteht dann nicht frohe Hoffnung, daß der Friedensfürst Christus, der einst mit einem Wink die Fluten des Galiläischen Meeres beruhigte, voll Erbarmen für die Seinigen die Stürme stillen und zur Ruhe bringen wird, die Europa so lange in Aufruhr halten?"

„Ein zweiter Wunsch von Uns ist, daß alle Bewohner Roms und alle Jubiläumspilger ein doppeltes Anliegen der göttlichen Barmherzigkeit dringend anempfehlen, das Uns überaus große Sorge macht und für die Religion von höchster Bedeutung ist: daß die Katholiken zur wahren Kirche Christi kommen und daß die Verhältnisse in Palästina so gefügt und geordnet werden, wie die heiligen Rechte der Kirche es fordern." S.

+

Vom Kampf um die Schule.

Von Diözesanpräses Dr. Ernst Föhr.

Die Schule ist eine gar wichtige und heilige Sache. Sie ist eine Angelegenheit, die das größte Interesse vor allen Dingen der Eltern, aber überhaupt des gesamten Volkes verdient.

In der Schule wird die Jugend, die künftige Generation, herangebildet und ihre Erziehung stark beeinflusst, ja in weitem Umfange geradezu wahrgenommen. Eine gute Schule, die sich ihrer Aufgabe bewußt ist, wird sich nie und nimmer darauf beschränken können, einzig und allein Wissen zu vermitteln, auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes aber zu verzichten. Auch hier gilt das Heilandswort: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet!" Was nützen dem heranwachsenden Geschlechte alle Kenntnisse im Schreiben, Lesen, Rechnen, Naturlehre, Sprachlehre, Sprachkunde und anderem mehr, wenn die Charaktererziehung vernachlässigt wird? Hier gilt es: Das eine tun und das andere nicht lassen! Unterrichten und Erziehen ist Aufgabe der Schule. Soweit sie erziehen will, muß sie das tun in christlichem Sinn. Die Schule muß sich an die Leitsätze jener Erziehungsweisheit halten, wie sie der große

Lehrmeister, unser göttlicher Heiland, vermittelt hat, wie sie vererbt wurde auf unser Geschlecht und auch uns verkündet wird durch die Autorität der katholischen Kirche. Diese Erziehungsweisheit wird sich daher am besten entfalten können in einer katholischen (konfessionellen) Schule, d. h. in einer Schule, in der die Kinder und die Lehrer katholisch sind, in der die Lehrfächer von katholischer Erziehungsweisheit durchdrungen sind, in einer Schule, in der die Kinder sowohl theoretisch als praktisch angehalten werden zur Erfüllung ihrer religiös-sittlichen Pflichten.

Diese Bekenntnisschule ist bisher in fast allen deutschen Ländern die Regel gewesen. Nur in wenigen Ländern, wie in Hessen-Rassau und vor allen Dingen in Baden ist es anders. Unter schwerem Kampf ist im Jahre 1876 dem badischen Volk diese Bekenntnisschule entzogen und an deren Stelle die Simultanschule gesetzt worden, die jedoch durch besondere Garantien in konfessionell ungemischten Gemeinden sich immerhin der Bekenntnisschule nähert.

Mit diesem alten Erfolg sind indessen die Gegner christlichen Denkens nicht zufrieden; demgemäß sind sie seit Jahrzehnten uner-

müdig an der Arbeit, das Schulwesen so weit irgend möglich zu entchristlichen, zum mindesten aber eine neutrale, wenn nicht eine direkte gottlose staatliche Zwangsschule zu schaffen. Die Revolutionswahlen des Jahres 1919 gaben den Vertretern und Anhängern solcher Anschauungen eine außerordentliche Stärke in der Nationalversammlung. Schwere Kämpfe spielten sich dortselbst ab zur Erhaltung der Bekenntnisschule; ihre schärfsten Gegner waren die Sozialdemokraten und die Demokraten. Den Vertretern der Bekenntnisschule gelang es nicht, alles zu retten, was eigentlich hätte gerettet werden sollen. Sie waren in der politischen Körperschaft zu schwach vertreten. Die Verhandlungen führten so im Jahre 1919 zu dem sogenannten Schulkompromiß des Artikels 146 der deutschen Reichsverfassung. Die Bekenntnisschule verlor dadurch gegenüber ihrer bisherigen Stellung in der deutschen Gesetzgebung, die weltliche Schule gewann, vor allen Dingen aber die sogenannte Gemeinschaftsschule. Immerhin erhält der Schulkompromiß wenigstens die Möglichkeit, auch der Bekenntnisschule in Deutschland in weitem Umfange noch zu ihrem Rechte zu verhelfen unter der Voraussetzung, daß ein künftiges Reichsschulgesetz zur Ausföhrung des Artikels 146 der deutschen Reichsverfassung zustande kommt.

Der deutsche Reichstag 1920 bis 1924 wäre berufen gewesen, dieses Reichsschulgesetz zu schaffen. Es ist nicht zustande gekommen. Die Anhänger der beiden entgegengesetzten Anschauungen waren im Bildungsausschuß des deutschen Reichstages gleich stark vertreten. Eine Einigung gelang nicht, da die Vertreter des gläubigen Volkes um keinen Schritt zurückwichen und keinen Schritt zurückweichen konnten. Der Wille, gerade des katholischen Volksteils, ist ja unzweifelhaft zum Ausdruck gekommen in der Unterschriftensammlung für die Bekenntnisschule. Von 11 061 004 wahlberechtigten Katholiken haben 8 636 766, also 78,08 Proz. sich für die Sicherstellung der Bekenntnisschule im Reichsschulgesetz unterschrieben ausgesprochen. Dabei ist zu beachten, daß viele durch die Unterschriftensammlung überhaupt gar nicht erreicht worden sind, die aber gewiß im selben Sinne sich entschieden hätten, wenn die Liste zur Unterzeichnung auch an sie herangebracht worden wäre.

Wo stehen wir jetzt? Noch ganz am Anfang unseres Ringens. Die schulpolitische Lage Deutschlands ist absolut ungeklärt. Das Schulgesetz harret immer noch der Aus-

föhrung. Wird der neue deutsche Reichstag die Lösung bringen? Wird er sie bringen in einer das gläubige Volk befriedigenden Weise? Aus banger Sorge heraus muß diese Frage gestellt werden. Die Unterschrift unter ein Gesetz, das eine entchristlichte Erziehung unserer Jugend brächte, wäre ungleich schlimmer, als die Unterschrift unter den Vertrag von Versailles. Die wirtschaftlich soziale und nationale Not unseres Volkes wird zu den vorübergehenden Erscheinungen gehören; eine bessere Zeit wird ganz gewiß die gegenwärtige Zeit der Heimtückung ablösen, wenn unser Volk religiös und moralisch gesund bleibt und gesundet. Wie verantwortungsvoll ist daher die Aufgabe aller, die den Geist der Schule mitzubestimmen haben! Es besteht deshalb sowohl vom staatsbürgerlichen wie vom religiösen Standpunkt aus für den gläubigen Christen die sehr ernste Verpflichtung, im öffentlichen Leben die Interessen von Schule und Weltanschauungen über die materiellen und beruflichen zu stellen.

Auch in der badischen Schulgesetzgebung haben Kämpfe nicht gefehlt. Es sind auch in unserer engeren Heimat Kräfte am Werke, um die religiöse Beeinflussung unseres Schulwesens noch weiter zurückzudrängen. Eine der wichtigsten Sicherungen für einen guten Geist in unserer badischen Schule ist die Bestimmung, daß die Konfession der Lehrer derjenigen der Schüler entsprechen muß. Durch die Landes- und Reichsverfassung ist den Lehrern volle Gewissensfreiheit gegeben worden. Kein Lehrer darf wider seinen Willen gezwungen werden, Religionsunterricht zu erteilen. Die Gewissensfreiheit der Lehrerschaft ist absolut gewahrt. Wo bleibt aber die Gewissensfreiheit der Eltern, der katholischen Gemeinden? Bei den Beratungen über die Verfassungsänderung beantragte deshalb die badische Zentrumspartei im Landtage, die Gewissensfreiheit auch der Eltern zu ihrem Recht gelangen zu lassen; sie stellte einen Antrag folgenden Wortlautes: „Keine Gemeinde darf wider ihren Willen zur Uebernahme oder Weiterverwendung von Lehrkräften, die Religionsunterricht zu erteilen nicht in der Lage sind, gezwungen werden.“ Bedeutet dieser Antrag vielleicht eine Unbilligkeit? Ist es unberechtigt, daß eine rein katholische Gemeinde einen Lehrer verlangt, der in der Lage ist, auch Religionsunterricht zu erteilen? Ist es unbillig, daß man einer solchen katholischen Gemeinde das Recht zuerkennt,

einen
weiger
zum V
auf ga
der Ba
Bade
sie ve
gangen
Baden
verant
Schulg
herbeig
Dieser
tion, d
lichkeit
worden
katholi
ien N
Wen
zerr
so ist
tung
Freim
ein G
nicht
ist un

Nid
greifen
politisch
welch

Al

Vor
de
inhalts
die K
sche n
von d
religiö
der m
zen da
erlebt
viel G
der Ri
sorgen
Da
sichen
unter
bischof

einen Lehrer zurückzuweisen, der durch Verweigerung der Religionsunterrichtszuteilung zum Ausdruck gebracht hat, daß er religiös auf ganz anderem Boden steht? Wenn von der Praxis, wie sie in der Vergangenheit in Baden gegolten hat und wie dieser Antrag sie verfassungsrechtlich festlegen wollte, abgegangen wird, so können die Katholiken Badens es nicht mehr vor ihrem Gewissen verantworten, den heutigen Stand der Schulgesetzgebung, wie er durch die Liberalen herbeigeführt wurde, fernerhin zu dulden. Dieser Antrag der badischen Zentrumsfraktion, der doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit darstellt, ist bisher leider abgelehnt worden. Ein neuer Beweis dafür, wie das katholische Volk um den Schutz seiner religiösen Ideale in der Gesetzgebung ringen muß. Wenn das katholische Volk sich zerreißen und zersplittern läßt, so ist es schutzlos. Wird es die Vertretung seiner heiligen Kulturgüter Atheisten, Freimaurern, Juden überlassen können? Ist ein Gesetz einmal gemacht, so ist es so schnell nicht wieder zu beseitigen; und der Schaden ist unabsehbar.

Nicht der gläubige Volksteil ist der Angreifer und der Unruhestifter auf dem schulpolitischen Gebiete; es sind vielmehr jene, welche auf dem Standpunkt stehen, den der

Sozialist Kadbruch auf dem Dresdener „Kulturtag“ ausgesprochen hat: „Alle Pfaffen sind uns zuwider, sowohl die des Atheismus als auch die Pfaffen überkommener Religion.“ Es sind jene, die mit der Sozialistin Frau Zieg auf dem Standpunkt stehen, den sie am 11. März 1919 in der deutschen Nationalversammlung aussprach: „Nicht auf das Jenseits wollen wir den Blick der Kinder lenken lassen, sondern auf Gegenwart und Zukunft der Menschheitsentwicklung, auf den Sozialismus, der die Menschheitsbefreiung bedeutet, und dazu brauchen wir die Weltlichkeit der Schule, dazu brauchen wir auch Trennung von Staat und Kirche.“ Es sind jene, die in Neuköln eine „rote Schulwoche“ veranstalteten und die Kinder Plakate durch die Straßen der Stadt tragen ließen mit Aufschriften wie: „Wahrhaft hohe Sittlichkeit ist Gott- und Teufellosigkeit!“, „Such neuen Geist und scheuch das alte Uebel, die Forderung bringt dir Glück und nicht die Bibel!“, „Für gottfreies Menschentum!“.

Nichts kann uns erwünschter sein, als wenn Staat und Parlament unsere religiösen Ideale achten und berücksichtigen. Aus dem Schulfrieden wird der Staat und die Gesellschaft selbst nur den allergrößten Nutzen ziehen.

+

Aus dem kirchlichen Leben unserer Erzdiözese.

Von Dr. B. Jauch - Freiburg.

Vor einiger Zeit hat ein feinsinniger Beobachter der geistigen Strömungen der Gegenwart das inhaltsreiche Wort geprägt: „Der Sinn für die Kirche ist in den Seelen der Menschen wieder neu erwacht!“ So etwas von diesem neuen geistigen Wehen, von dieser religiösen Unruhe der Gegenwart verspürt jeder, der mit offenen Augen und aufgeschlossenem Herzen das kirchliche Leben im verflochtenen Jahr miterlebt hat. Eine kleine Rundschau erzählt uns gar viel Erfreuliches aus der reichen Segenstätigkeit der Kirche, läßt uns aber auch hineinschauen in ihr sorgendes Mutterherz.

Das gewaltige Werk der religiösen und sittlichen Volkserneuerung, das seit Ende des Krieges unter dem Segen des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs landauf, landab durch Abhalten großer

Volksmissionen eingeleitet wurde, fand im Jahre 1923 auf 1924 in vielen Orten seine Fortsetzung. Mehr als zwei Drittel aller Pfarreien dürfte seit dem Krieg diese Gnadenzeit zuteil geworden sein. Die Missionäre haben hier eine hochbedeutsame Arbeit im Dienste der unsterblichen Seelen, zum Wohl des Volkes und der Kirche geleistet. Viele Tausende treuer Söhne und Töchter der Kirche haben in diesen Gnadentagen das Pfingstfeuer neuer Glaubensbegeisterung, den Frieden der Seele und den Aufstieg zu einem neuen religiösen und sittlichen Leben erfahren.

Doch nicht allein im Sturme kommt der Herr, sondern auch im milden Säufeln des Windes! Neben den großen Volksmissionen beobachten wir ein wachsendes Verständnis aller Volkskreise für die heiligen Exerzitien. Diese Tage stiller

Einsamkeit und Zurückgezogenheit sind ein wahres Laßsal für so viele zermartete und gehezte Seelen, die im Trubel des Alltagslebens und der Berufsarbeit sonst kaum zu sich kommen und sich selber ganz verlieren. Um diese segensreiche Bewegung hat sich das Erzbischöfliche Missionsinstitut in Freiburg hochverdient gemacht. Diese geistlichen Übungen sind die beste Hochschule seelischer Erhebung und religiöser Verinnerlichung; sie sind die beste Feuer- taufe für ein opferbereites, arbeitsfreudiges Laien- apostolat, das wir heute in allen Pfarrgemeinden so notwendig brauchen.



Segne.

Exerzitienhaus St. Elisabeth.

Das Reich Gottes gleicht einem weiten Acker- land, das unablässiger Bearbeitung bedarf. Es gleicht einem Sauerteig, der immerfort die Men- schenherzen erneuert und heiligt. Das geschieht durch die ordentliche Seelsorge, wie sie sich Tag für Tag in jeder Pfarrgemeinde abspielt. Auch hier können wir einen gewissen Fortschritt beobachten. Der Besuch des Gottesdienstes und der Sinn für das heilige Jahr der Kirche, der Empfang der hl. Sakramente und die Wert- schätzung der Gnadenmittel der Kirche sind in weiten Kreisen des Volkes im Wachsen begriffen. Im Jahre 1922 zählte man an einem Sonntag 807 000 Kir- chenbesucher in der ganzen Erz- diözese; im Jahre 1923 rund 819 000! Im Jahre 1921 haben 814 000 Gläubige die Osterkom- munion empfangen, im Jahre 1923 rund 860 000! Trotz der Ungunst der Zeit konnte eine Anzahl neuer Seelsorgestellen errichtet werden, die für einen Pfarrbezirk immer wieder Brennpunkte religiösen Lebens bedeuten.

Gerade in unserer Zeit mit ihrem Heimweh nach einer sicheren geistigen Heimat gilt das Wort des Herrn: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!“ Die Seelsorger sind vielfach

nicht mehr in der Lage, allen Bedürfnissen der Seelsorge nachzukommen. Darum ist es doppelt erfreulich, daß kirchlich gesinnte Laien, Männer und Frauen aus allen Ständen und Gesellschafts- klassen, lebhaften Anteil nehmen am Wachsen und Gedeihen des kirchlichen Gemeindelebens und mit Wort und Tat die Arbeit der Seelsorger unter- stützen. In den großen Städten konnte auf An- regung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs die Seelsorgehilfe der Laien in allen Pfar- reien eigens ausgebaut werden. An der Aus- breitung des Reiches Gottes und an der Wieder- gewinnung der Abseitsstehenden hat nicht nur der Priester ein Interesse. Dies muß Herzenssache des ganzen katholischen Volkes werden. Deshalb sagte der Heiland ganz allgemein: „Feuer vom Himmel zu bringen, bin ich gekommen; was will ich anders als daß es brenne!“

Die Treue des gläubig katholischen Volkes zur Kirche, seinem Bischof und seinen Priestern findet immer wieder den beredtesten Ausdruck bei der Spendung der hl. Firmung durch den Herrn Erzbischof. Bei diesen großen Beran- staltungen kommt einem so recht zum Bewußtsein, was es heißt: Ich glaube an eine heilige, kathy- lische und apostolische Kirche! Hier wird man der großen, weltumspannenden Einheit und der lebens- und gnadenvollen Gemeinschaft der kathy- lischen Kirche so recht von Herzen froh! Dieses Gemeinschaftserleben der Katholiken der ganzen Erzdiözese erreichte im verflossenen Jahr im Kon- radsjubäum in gewissem Sinn einen Höhepunkt. Die alte Bischofsstadt Konstanz ge- staltete den 800. Jahrestag der Heiligspredung des großen Bischofs und Patrons unserer Erzdiözese zu einer machtvollen Kundgebung, an der die ganze Erzdiözese teilnahm. Der hochwürdigste Herr Erzbischof konnte an diesem Tage von seiner Romfahrt und der wohlwollenden Gesinnung des hl. Vaters für das deutsche Volk in einem eigenen Hirtenschreiben berichten. Mit Wohl- wollen nahm der Vater der Christenheit Kenntnis von dem Stand des religiösen Lebens in unserer Heimat.

An der großen Not der letzten Jahre ging die Kirche nicht achtlos vorüber. Sie nahm innigsten Anteil und bahnte sich den Weg zu den Herzen der Menschen vielfach auf den Pfaden einer um- fangreichen Caritas. Die Kirche hat es verstanden, die Herzen und Hände mobil zu machen für eine großartige Hilfsstätigkeit, die stets ein Ruhmesblatt für den caritativen Sinn des gläubigen Volkes bleiben wird. An erster Stelle stehen hier die großen Lebensmittelsammlungen, die jedes Jahr einen Wert von rund 100—130 000 Goldmark darstellten und denen wir hauptsächlich die Rettung der katholischen Anstalten und Heime und auch zu einem guten Teil der kirchlichen Er-

ziehung
Altma
kommu
der in
Leute
Dazu
und so
sei Nöt
verwen
herr G
anstalt
Linder
sorgend
flüßig
lichen
Wert
fruchte
vö
spannen
aktion
Stuhles
Mithilf
Glaube
Auslan
allgeme
der
Stände
Kirche
Caritas
heilt,
genfäße
den Ge
ses und
schaft ge
ihr Mei
durch di
Diese
Bohltat
Friedens
Dessenti
sonders
Gemeind
kennu
Welt ge
worden
Machten
nach den
nislos d
lenkt.
alten Dr
erscheint
einzig
Werte.
zur Ri
obachten,
tigte. W
der fande
ferer Er-

ziehungsanstalten verdanken. Es folgte die große Altmaterialsammlung, mit deren Erlös die Erstkommunikanten gekleidet, erholungsbedürftige Kinder in Heime untergebracht und zahllosen alten Leuten und Kleinrentnern geholfen werden konnte. Dazu kamen die vielen Kollekten in den Kirchen und sonstige Sammlungen, die für die tausenderlei Nöten des Volkes von den caritativen Vereinen verwendet werden konnten. Der Hochwürdigste Herr Erzbischof selber hat für die Erziehungsanstalten der Priesteramtskandidaten sowie für die Linderung der Not des Klerus wie ein Vater in sorgender Weise im In- und Ausland Mittel flüssig gemacht, die den Fortbestand unseres kirchlichen Lebens sicher stellten. Und dieses große Werk katholischer Liebestätigkeit war stets befruchtet durch die

völkerüber-

spannende Hilfsaktion des hl. Stuhles und der Mithilfe unserer Glaubensbrüder im Ausland. In dem allgemeinen Chaos der Völker und Stände hat die Kirche mit ihrer Caritas Bunden geheilt, klaffende Gegensätze überbrückt, den Geist des Hasses und der Feindschaft gemildert. Wie ihr Meister geht sie durch die Welt.

Diese herrliche Wohltaten spendende Friedensmission hat der Kirche in der großen Doffentlichkeit bei Freund und Feind, besonders auch seitens des Staates und der Gemeinden des öftern Lob und Anerkennung gebracht. Die Stellungnahme der Welt zur Kirche und Religion ist eine andere geworden als in der Vorkriegszeit. Die geistige Machtentfaltung des Papsttums im Krieg und nach dem Krieg hat die Augen vieler, die verständnislos der Kirche gegenüberstanden, auf sich gelenkt. In der fallenden und sinkenden Welt der alten Ordnung und der bisher angebeteten Idole erscheint die Kirche als der einzig feste Hort, die einzig sichere Heimat ewiger, unvergänglicher Werte. Deshalb konnten wir einen Zug hin zur Kirche in weiten Kreisen des Volkes beobachten, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Viele Andersgläubige in aller Herren Länder fanden sogar den Heimweg zur Kirche, in unserer Erzdiözese jährlich gegen 400! Der Friede

unter den Konfessionen schien in weitem Umfang angebahnt. Ein edler Wettstreit hatte begonnen. Die Kirche war frei!

Da klang plötzlich wie ein schriller Mißklang in unser frohes katholisches Gemeinschaftsleben der Kulturkampfsalarm, der wie ein häßlicher neidischer Uhu von München aus in alle Lande kreischte und wie mit einem Schlag die ganze Brut versteckter Feinde und verhaltener Katholikenhasser auf die Wahlstatt rief. Gemeine Schmähungen des Papstes, der Bischöfe und der Führer des katholischen Volkes, blind wütende Bekämpfung des Kreuzes Christi durch ein neuheidnisches Germanentum, Ersatz der Religion Christi durch einen verwaschenen Wodanskult, die gehässigste Heze gegen die

Einrichtungen der Kirche haben den Katholiken die Augen geöffnet über die neue Lage. Der erste Ansturm wurde bei den letzten Reichstagswahlen abgewiesen. Aber neue Kämpfe stehen bevor! Deshalb ist das dringendste Erfordernis die Einheit und Geschlossenheit der katholischen Aktion. Nur keine Schlafmüdigkeit! Sich wehren, bringt Ehren!

Jetzt gilt es besonders, das katholische Vereinswesen, das unter der Ungunst der Zeit auch zu leiden hatte, wieder in Stadt und Land aufzubauen! Die Vereine sind das wohlgeordnete Schlachtheer, mit denen die Kirche die Schlachten Gottes schlagen kann. Deshalb keine Vereinsmüdigkeit, sondern tüchtige Aufklärungs- und Schulungsarbeit in den Vereinen in Stadt und Land. Und ebenso wichtig ist die Verbreitung der katholischen Presse, besonders der Tageszeitungen. Die Presse ist heute die gewaltige Großmacht, mit der die Geisteskämpfe ausgekämpft werden. Darum unsere alte Forderung: In jedes katholische Haus eine katholische Zeitung!

Neben manchen erfreulichen Eroberungen hat aber die Kirche in den letzten Jahren auch große Einbußen und Verluste zu buchen gehabt, welche das kirchliche Leben schwer getroffen haben. Da steht an erster Stelle der gewaltige Verlust des gesamten Kapitalvermögens der kirchlichen Fonde infolge der völligen Entwertung



des Geldes. Die Kirche gehört zu den Schwergeschädigten des Krieges, zu den Enterbten und Entrechteten, zu den Sparern, die ihr ganzes Sparguthaben eingebüßt haben. Hier stehen die Gläubigen vor großen Aufgaben! Die Fonde müssen wieder langsam aufgefüllt werden. Die kirchlichen Bedürfnisse müssen jetzt im weitesten Umfang durch die Kirchensteuer gedeckt werden. Dafür muß das gläubige Volk Verständnis haben. Es darf in dieser schweren Zeit die Kirche nicht im Stiche lassen! Die Kirche bietet jedem Menschen und jeder Familie geistige, seelische Werte, die mit materiellen Gaben nicht verglichen werden können.

Noch schlimmer als die materiellen Einbußen sind die Verluste unsterblicher Seelen, die die Kirche immer wieder zu beklagen hat. In unserem Heimatlande Baden sind im Jahre 1923 rund 700 Menschen aus der Kirche ausgetreten; von 3744 gemischten Ehen sind nur 1652 katholisch getraut worden; von den 5232 Kindern aus gemischten Ehen sind nur 2859 katholisch getauft worden. Am schlimmsten ist das Elend der Mischehen in den großen Städten. Hier werden kaum 40 Prozent aller aus Mischehen stammender Kinder katholisch getauft! Wie viele unsterbliche Kinderseelen gehen auf diese Weise durch den Leichtsinns katholischer Väter oder Mütter für die Kirche Gottes alljährlich verloren! Welch große Verantwortung! Hier sollen alle Katholiken, Männer und Frauen, mithelfen, diese Verlustquelle zu verstopfen! Das schulden wir unserer Kirche, das schulden wir den unsterblichen Seelen; das schulden wir unserem Heiland!

Schließlich hat der Tod gar manche empfindliche Verluste in den Reihen des katholischen Klerus im verfloffenen Jahr verursacht. 27 Geistliche sind seit Anfang 1923 bis Mai 1924 nach Gottes heiligem Willen aus der Schar

der Streiter Christi heimgegangen. Darunter auch zwei Männer mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens, Domkapitular Emil Stumpf und Domkapitular Dr. August Huber, beide in Freiburg. Der erstere hat den größten Teil seines arbeitsreichen Lebens der Erziehung und Ausbildung des Priesternachwuchses im theol. Konvikt in Freiburg, besonders aber im Erzb. Knabenseminar in Tauberbischofsheim gewidmet. Er war ein hervorragender Erzieher und Lehrer, ein vorzüglicher Schulmann, ein warmer Förderer des Kirchengefanges, ein allseits interessierter Volksmann, der an den Sorgen und Nöten des Volkes und einzelner Stände lebhaften Anteil nahm. Der andere war eine unermüdlige Arbeitskraft als Pfarrer in Furtwangen und zuletzt in der Regierung der Erzdiözese. Der frühe Tod der beiden ausgezeichneten Männer bedeutet für die Erzdiözese ein großer Verlust.

Auf dem Priestertum ruht in erster Linie das Gedeihen der Kirche und ihrer ganzen Wirksamkeit. Deshalb kennt die Kirche keine größere Sorge als die Werbung und Vorbildung geeigneter Priesterberufe. Heute leidet unsere Erzdiözese an einem stark fühlbaren Priestermangel. Heute muß mehr denn je Priester und Volk heißer und flehentlicher beten: „Sende würdige Priester in dein Heiligtum! Laß alle, die du von Ewigkeit her berufen hast, deine Stimme willig hören und von ganzem Herzen die christliche Familie wieder die Auserwählung der Kinder zum Priester- und Ordensberufe als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels betrachten.“ Wenn die Frage des Priesternachwuchses zufriedenstellend gelöst wird, dann braucht der Kirche auch in Zukunft nicht bange sein! Dann wird sie auch in der kommenden Zeit ihre segensreiche Heilsmission erfüllen zum Wohl des Volkes und der unsterblichen Seelen!

*

Aus der 1923er Ernte des Todes.

Von Dr. Julius Mayer, Professor an der Universität zu Freiburg i. Br.

Seit Bestehen der Erzdiözese Freiburg, also seit 100 Jahren, ist die Zahl der gestorbenen Geistlichen noch in keinem Jahr so niedrig gewesen, als im Jahre 1923; sie betrug 16. Der älteste derselben, Joseph Stopper, resignierter Pfarrer von Bingen in Hohenzollern, erreichte ein Alter von 85 Jahren und 10 Monaten, während der jüngste, Pfarrer Robert Bundschuh in Göttingen erst im 41. Lebensjahr stand. Der erste Geistliche, der im Jahr 1923 dem Tod zum Opfer fiel, war

Dr. Hermann Schindler, Direktor der Lehranstalt Sasbach. In Fautenbach bei Achern am 21. Juni 1855 geboren, das älteste von 13 Kindern einer echt christlichen Familie, empfing Hermann Schindler am 25. Juli 1882 die Priesterweihe. Nur ein Jahr als Vikar in Hambrücken in der Seelsorge tätig, wurde er im Herbst 1883 auf den Wunsch von Dekan Lender an die Lehranstalt in Sasbach versetzt, um von da an erst als Lehrer und Präsekt, seit 1894 als Direktor der

studierenden Jugend all seine Zeit und Lebenskraft zu widmen.

Waren über die Art der pädagogischen Betätigung Schindlers die Anschauung auch geteilt, sicher war er ein Lehrer, bei dem trotz oder vielleicht gerade durch die nicht schematische Art seiner Lehrmethode die Schüler viel lernten.

Große Fähigkeiten, eine gründliche theologische Bildung, ein reiches Wissen in den klassischen Sprachen und ihrem Schrifttum, in Erd- und Naturkunde, Geschichte und Kunst, ein gereifter Charakter im Verein mit herzlicher Liebe zur Jugend — all dies machte ihn zu einem Lehrer, der seine Schüler nicht nur in die reichen Schätze seines Wissens einführte, sondern ihnen auch ein väterlicher Freund und Berater war, der an ihren Anliegen und Sorgen Anteil nahm, weil er ein gütiges Herz hatte!

Selbst einst ein heiterer Mosenjahn — an der Universität war er Senior des theologischen Vereins Arminia — kannte er auch das jugendliche Herz nach dieser Seite. Deshalb war Direktor Schindler neben der Förderung soliden Wissens, stets auch auf die notwendige Erholung seiner Schüler bedacht. Fröhliches Spiel und Theater erhielten an der Anstalt Heimatrecht, und die Ausflüge auf die unvergleichlich schönen Schwarzwaldberge unter Führung des Direktors gehören zu den schönsten Erinnerungen der ehemaligen Sasbacher Studenten. Auch das moderne Erziehungs- und Unterhaltungsmittel des Lichtbildes fand durch ihn eine verständnisvolle Pflege. Wie waren die Stunden, in denen Dr. Schindler den staunend aufmerkenden Schülern seine großen und vielen Reisen in verschiedene Länder Europas und ins hl. Land in Wort und Bild vorführte, unterhaltend und bildend zugleich!

Ihm war es eine ernste Angelegenheit, den jugendlichen Herzen Kenntnisse zu vermitteln, vor allem aber auch, Begeisterung und Liebe zu Gott und der Kirche und Freude zu den religiösen Übungen in denselben zu wecken. So ist es ihm besonders zu danken, daß im Sinne von Prälat Vender die Lehranstalt nicht nur eine Pflanzstätte wissenschaftlich hochgebildeter Männer, sondern auch eine Schule christlich katholischer Charaktere geworden ist.

Direktor Schindler entfaltete neben treuer Berufserfüllung längere Zeit eine vielseitige Tätigkeit zum Besten des christlichen Volkes, zum Besten seiner Heimat, die er herzlich liebte. Ein Kind des Volkes war er auch ein Freund des Volkes. Aus Liebe zur Heimat,

zum katholischen Volke Mittelbadens rief er im Verein mit dem damaligen Seelsorger Acherns, Pfarrverwejer W. Rödel, den „Acher- und Bühler Bote“ ins Leben, um seinen Landsleuten eine gute Presse, an der es bislang gefehlt hatte, zu beschaffen. Jahrelang ein eifriger volkstümlicher Mitarbeiter, wußte er für seine Ueberzeugung auch Opfer zu bringen.

Einen Hauptgrund für die sittlichen und religiösen Mißstände der Zeit, sah er in der Entwurzelung des Volkes vom Heimatboden. Darum mahnte er unermüdet in Wort und Schrift zum Festhalten an der schlichten Väterart, zur Bewahrung alter kernhafter Sitte. Er liebte die Heimat, kannte sie wie wenige und arbeitete eifrig mit an der Erforschung ihrer Geschichte, ihrer Sagen und Sitten. Deshalb war er eifriges, werbendes Vorstandsmitglied des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege und des Badischen Vereins für Volkskunde, wie er auch Mitbegründer war des „Historischen Vereins für Mittelbaden“, der sich die Erforschung der Heimat und die Förderung des Heimatfinnes zum Ziel gesetzt hat. All das Edle und Schöne, das er da fand, suchte er auszuwerten für die sittlich-religiöse Gesunderhaltung des Volkes. Aber all dies hatte als letztes Ziel immer wieder den Dienst an der christlichen Seele.

Ein reiches Priesterleben hat am 24. Januar 1923 seinen Abschluß gefunden; aber das priesterliche Wirken von Dr. Hermann Schindler dauert noch lange fort in der von ihm geleiteten Lehranstalt und lebt weiter und trägt Frucht in den Herzen seiner zahlreichen Schüler.

Dr. Karl Braig, Prälat und Universitätsprofessor. Einer tief katholischen Familie, aus der zwei Söhne Priester wurden und drei Töchter dem Ordensstand sich widmeten, entsprossen, empfing Karl Braig, geboren 1853 in Kauzach in Oberschwaben, am 2. August 1878 die Priesterweihe, wirkte dann zwei Jahre in der Seelsorge, fünf Jahre als Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen und von 1885—1893 als Stadtpfarrer in Wildbad. Als solcher widmete er seine freie Zeit ersten Studien und erwarb sich die Würde eines Doktors der Philosophie und der Theologie.

Im Herbst 1893 wurde Dr. Braig, der mehrere wissenschaftliche Werke veröffentlicht hatte, als Professor der Philosophie in die theologische Fakultät nach Freiburg berufen, übernahm aber schon 1897 als Nachfolger von Friedrich Wörter den Lehrstuhl der

Dogmatik, den er dann über 20 Jahre inne hatte.

Ausgestattet mit großem kritischem Scharfsinn und hervorragender spekulativer Begabung, suchte er stets zu den letzten Konsequenzen vorzudringen. Er ging keiner Frage der modernen Philosophie aus dem Wege, sondern suchte sie in ihrem Wesen zu erfassen und durchzudenken, stets bestrebt, das erprobte Alte mit den gesicherten Resultaten der neuzeitlichen Wissenschaft zu einem einheitlichen Gedankenbau zu verbinden.

Nicht immer war es den Zuhörern leicht, den hohen Gedankengängen des akademischen Lehrers zu folgen. Getragen von einer tieferen Ueberzeugung, mußte er die Studierenden mit Liebe und Begeisterung zur hl. Wissenschaft zu erfüllen. Es war der unbeugsame Wahrheitsinn, der ihn zeitlebens befeuerte, der Glaube an die sieghafte Kraft der Wahrheit, auch gegenüber den modernsten Strömungen und der warme Hauch ernster Frömmigkeit, der über seinen Worten lag, was ihm einen nachhaltigen Einfluß auf seine Schüler verschaffte.

Als im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mehrfache Stürme auf wissenschaftlichen Gebieten gegen die Kirche sich erhoben und der sogen. Modernismus die übernatürliche Grundlage des Christentums zu zerstören suchte und deshalb von der Kirche verurteilt wurde, da trat Professor Braig mit dem Rüstzeug überlegenen Wissens jenen Strömungen entgegen und verteidigte in mehreren Schriften und öffentlichen Vorträgen wirkungsvoll das hohe Gut des Glaubens an Jesus Christus, den ewigen Gottessohn. Die ihm von Papst Pius zuteil gewordene Auszeichnung durch Ernennung zum Päpstlichen Hausprälaten war wohl verdient.

Bei all dem war Professor Braig immer der gleiche, demütig-schlichte, bei aller Entschiedenheit in den Prinzipien stets versöhnliche, lebenswürdige Mensch, ein Kollege und Freund von wahrhaft goldener Treue, ein Priester von vorbildlichem Wandel, kindlich fromm, von Herzen wohlthätig und groß auch im Leiden. — Prälat Braig schied aus diesem Leben am 24. März 1923.

Einen Tag nur nach Professor Braig starb in Ettligen Geistlicher Rat und Stadtpfarrer Ludwig Albert. Im Jahre 1847 in Gerlachsheim geboren, 1871 Priester geworden, wirkte er als Vikar in Waibstadt, Feudenheim, Mannheim (Untere Pfarrei) und Karlsruhe; hier wurde er 1883 Geistlicher Lehrer am Gymnasium. Im Jahre 1891 zum Stadtpfarrer in Ettligen ernannt, be-

fleidete er viele Jahre auch das Amt des Defans des Kapitels Ettligen und wurde von Erzbischof Karl Fritz mit der Würde des Geistlichen Rates ausgezeichnet.

Sein freundliches, konziliantes Wesen, sein gewissenhaftes Wirken, das in allen Lagen den Takt zu wahren wußte, hatte ihm überall Freund gemacht. Defan Albert war keine Kampfnatur; wenn irgend ein Gegensatz in herber Weise sich geltend machen wollte, war er bestrebt, auf gültlichem Wege den Ausgleich herbeizuführen und so den Frieden wieder herzustellen.

Um die katholische Gemeinde Ettligen erwarb sich Geistlicher Rat Albert durch den Bau der prächtigen neuen Kirche große und bleibende Verdienste.

Andreas August Link, am 19. August 1870 in Heidelberg geboren, besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium, bezog dann die Universität Freiburg und empfing im Juli 1893 die Priesterweihe. Seine ganze seelsorgerliche Tätigkeit war der Stadt Karlsruhe gewidmet, zunächst als Kaplan an der Liebfrauenkirche, seit 1898 als Kurat und als erster Pfarrer der St. Bonifatiuspfarre, seit 1919 als Pfarrer an St. Stephan und Stadtdefan.

Während A. Link Kurat an St. Bonifatius war, wurde der prächtige Bau der Pfarrkirche und des Pfarrhauses unter vielen und großen Schwierigkeiten und ungezählten Sorgen und Mühen des Geistlichen zur Ausführung gebracht.

Das seelsorgerliche Leben der Stadt Karlsruhe hat sich in der Zeit, da Pfarrer Link daselbst tätig war, erst ins Große entwickelt, die Einwohnerschaft sich während der 28 Jahre verdoppelt. Diese Entwicklung bedeutet eine nicht zu berechnende Summe von Arbeit, die eine unermüdlige, unverdrossene Tätigkeit von den Geistlichen erforderte. Während derselben Zeit hat auch das katholische Vereinsleben einen immer größeren Umfang erhalten und die Zeit und Kraft des Pfarrers in stets reichlicherem Maße in Anspruch genommen.

So kam es, daß die Kräfte des geistig und körperlich hervorragenden Mannes verhältnismäßig früh sich erschöpften.

In St. Bonifatius und während seiner kurzen Wirksamkeit in St. Stephan ließ Pfarrer Link, um das religiöse Leben zu heben, eine Mission abhalten, wie er stets auch auf die Fierde des Hauses Gottes mit Eifer bedacht war. Freundlich und lebenswürdig gegen jedermann hatte er ein gutes Herz und eine offene Hand für die Armen und

Bedürfnis
Oberh
am 18
gerufe
Am
Seni
Dr. M
licher
nen K
famili
densit
Mittel
logie
Juni
Doktor
an das
fen, a
dieselb
Domp
Stellu
Fischer
frauen
Seit
lich, di
war er
tes un
tätig r

Do
Braun u
Ein Tro

Bedürftigen. Stadtdekan Lint, von seinem Oberhirten zum Geistl. Rat ernannt, wurde am 13. April 1923 aus dieser Zeitlichkeit abgerufen.

Am 23. Juli 1923 starb in Freiburg der Senior der Freiburger Dompräbendare Dr. Karl Fischer, nach langen, mit priesterlicher Geduld und Herzensheiterkeit ertragenen Leiden. In einer kinderreichen Arztfamilie, aus der vier Schwestern dem Ordensstand sich widmeten, zu Schwarzach im Mittelland 1855 geboren, studierte er Theologie und Philosophie in München und Innsbruck und erwarb sich den theologischen Dokortitel. Im Jahr 1883 als Kooperator an das Liebfrauenmünster in Freiburg berufen, als Benefiziat und Präbendarverweiser daselbst tätig, wurde er im Jahr 1900 als Dompräbendar installiert und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. So hat Dr. Fischer 40 Jahre in der Seelsorge am Liebfrauenmünster gewirkt.

Seit Jahren war es ihm nicht mehr möglich, die Münsterkanzlei zu besteigen. Dafür war er in der Verwaltung des Bußsakramentes und in der Krankenseelsorge unermüdet tätig mit einem Eifer und einer Sorgfalt,

welche die eigenen körperlichen Leiden ganz zurücktreten ließ. Ebenso widmete er seit vielen Jahren ungezählte Stunden dem Konvertitenunterricht.

In der Erteilung des Religionsunterrichts an der Mädchenschule Adelhausen, in der Leitung des Frauen-Sterbevereins, als Schriftführer der Marianischen Priesterkongregation der Erzdiözese — überall bewies er peinliche Gewissenhaftigkeit und einen nicht zu über treffenden Pflichteifer.

Am äußern gesellschaftlichen Leben beteiligte sich Dr. Fischer nur selten, wengleich er alle Ereignisse in Kirche und Staat mit höchstem Interesse verfolgte. Er war eine stille Gelehrtennatur, die bei den wissenschaftlichen Büchern, im Studium der Kunstgeschichte und vor allem in der Pflege der Musik, für die er in Theorie und Praxis tiefstes Verständnis und feinste Ausbildung hatte, ihre Freude und ihr Genügen fand.

Freundlich und lebenswürdig, gewissenhaft bis zur Skrupulosität, anspruchslos und bescheiden, eine edle fromme Priesterseele — so lebt Dr. Fischer in der Erinnerung aller die ihn kannten.



Das Gedicht „Deutscher Haussegen“ von Ottokar Kernstock S. 7 ist dem Buch „Turmschwalben“, Verlag Braun und Schneider, München, entnommen. Der Beitrag „Auf der grünen Mainau“ S. 67 stammt aus „Ein Trostbüchlein vom Tode“ von Augustin Wibbelt, Vier Quellen-Verlag, Leipzig.



Allerhand Humor



Bei uns auf dem Lande.

Durchsichtig.

(Nieder-Alemannisch.)

Dr Lahrer nimmt e Pries un fait:
„Jez, Kinder, noch e Kleiniqfait:
Was für durchsichtige Körper git's?“
„De, 's Wasser,“ ruft gli 's Rechtwirts Frits.
Un 's Glasers Schwarzl, d' Anastas,
Dia schreit: „Derr Lahrer, 's Fenschderglas!“
„I wai no ain,“ piepft 's Müllers Biesli.
„Nu,“ fragt d'r Lahrer, „was denn, Müsli?“
„Eh,“ fait 's liab Dingli, „unser Schuer —
Wenn's Dor ufsteht — un de Hinderduer.“

August Gantner.

*

Aus der Religionsstunde.

Da behandeln sie in der Schul die Lehr',
Da Gott überall zugegen wär.
Die Lehrerin gibt sich groe Müh',
Denn die Kinder begreifen's schwer oder nie.
„Nun, denkt euch, es wär die Zehnuhr-Paus,
Ihr alle seid im Hof da drau',
Nur ich allein bin im Zimmer hier, —
Wer ist denn trotzdem noch bei mir?
Du, Nennchen, sag', wer ist denn das?“
„Der Herr Lehrer aus der zweiten Klaff!“

(Verfasser unbekannt.)

*

Die schöne Stimme.

Eine einfältige Bauersfrau fing in der
Kirche allezeit an zu weinen, wenn der Sul-
lehrer darin sang. Als nun der Lehrer dies
gemahr wurde, fragte er, warum sie denn
immer so weine. „Ach, Herr Schullehrer,“ ant-
wortete sie, „ich hatte einen Esel, der war das
beste Tier von der Welt, zum Unglück haben ihn
mir die Wölfe eines Tages zerrissen. Weil ich
ihn nun gar so lieb hatte, kommt mir allemal
die Erinnerung an das arme Tier, wenn 'ch
Euch singen höre.“

Familienstolz.

(Osttrantisch: Tauberbischofsheim.)

Heut werd, wie jedes fünfte Jahr,
'es Volt gezejhlt mit Haut un Dooor.
Do kunnt^{*)} an Moo(n) nei(n) jedes Haus
Un froocht noch jedem Draad aam^{*)} aus:
Wie d'hat^{*)}, wann, wud' gebore bist?
Als Jud, als Heid, Dort^{*)} oder Chriji?
Ob d' mennli, weibli, ledli bist?
— Und was er funst no gaare^{*)} wit!
Sou kunnt er aa zum Hannes naus,
Der pruchelt graad sei(n) Buuwe raus.
Er froocht — un nemmt sei(n) Liste her —
„Wie staarft^{*)} dann die Familie wär?“
Do spat^{*)} der Hannes nei(n) sei(n) Gen':
„Wie staarft?! Wem-mir bei'nanner jemm
Un z'jammehalde, mir allaa(n)
Verhaawe^{*)} doo die ganze G'maa(n)!“^{**)}

Josef Dürr.

*

Das Zahnziehen.

Der Michel, der Kohofbauer, kommt mit
einem didgeschwollenen Baden zum Badertoni
und will sich seinen schlechten Zahn ziehen lassen.
Der Badertoni gut ihm erst scharf in das auf-
gerissene Maul, setzt dann die Zange energielich
an und bricht den Zahn ab. „Aho, Michel,“ jagt
da der Badertoni, „so hat man vor hundert
Jahr als die Zahn gezogen.“ Und alsdann jagt
er zum zweitemal an und bricht den Zahn
wiederum ab. Darauf sagt er: „Wert's end
der Brunnenbader, der immer die Einbildung
hat, er könnt mir Konkurrenz machen, so zieh
der heut noch die Zahn.“ Endlich beim dritten
mal bringt er den Malefizahn glücklich her-
aus. „Und so, Michel,“ jagt er da, „so zieh
unserineier die Zahn!“

Sad.

^{*)} kommt, ^{*)} einer, ^{*)} hat, ^{*)} Türke, ^{*)} ge. ne, ^{*)} hat
^{**)} spucht, ^{**)} verhauen, ^{**)} Gemeinde.

Warnung!

Von Anton Sack.

So ein junges Birschlein
Hat ein leichten Sinn,
Läuft als wie ein Hirschlein
Überall her und hin.

Ja, die Hirschlein springen
Bald in Wald und Feld,
Tun die Zeit verbringen,
Wo es ihnen gefällt.

Und die Birschlein haben
Bald ein Schätzlein treu,
Bald tun sie sich laden
Aber auch an zwei.

Denn so manche fieden
Voller Arg und Trug,
Sind wie Erlenhefen
Nichtsnützig genug;
Schillern wie die Frauen,
Wechseln wie der Wind —
Mädchen, die vertrauen,
Schnell betrogen sind.



Fridolin und Fridola.

(Eine Ehe- und Behestandsgeschichte.)

Von Josef Wichner.

Sie waren soeben erwacht oder lagen vielmehr in jenem wohligen Halbschlummer, in dem man mit Bewußtsein schläft und unbewußt wach ist.

In dämmerndem Verlangen, einen süßen Traum, den das Licht der erstehenden Sonne verschrecken will, fortzuspinnen, im prickelnden Innwerden im Schlafe gewonnener Lebenskraft, in tiefem Einatmen der durch das geöffnete Fenster hauchenden ozonreichen Morgenluft . . . ah!

Ab und zu öffneten sie die Augen, schlossen aber die des Lichtes nicht gewohnten gleich wieder, begierig, noch länger wohlzig hinzudämmern. Ab und zu streckten sie zur Krastprobe die ausgeruhten Glieder . . . ah!

Und der Bewußtseinsmomente wurden immer mehr und schlossen sich immer näher aneinander, also daß Gedanke an Gedanke sich reihen konnte, aus dem Glücksgefühle geborene Gedanken.

„Ein gutes Weib, ein eig'ner Herd

Ist mehr denn Gold und Silber wert.“

Das waren, in einen Keim zusammengefaßt, die Gedanken des Dorfschullehrers Fridolin Gutmann, da er sich in dem wohllichen Schlafzimmer mit den lichten Gardinen an den rebenumrankten Fenstern und den Heiligenbildern an den säuberlich getünchten Wänden umfah und

mit einer Wendung des Kopfes einen zärtlichen Blick auf die, wie er meinte, noch schlummernde Gattin warf.

Ach ja, er war nach einer sorgenvollen Jugend und entbehrungsreichen Studienzeit glücklich in seinem schönen Berufe, hatte mit dem braven, herzlieben Weibchen ein eigen Häuschen sich erheiratet, pflanzte, ein großer Naturfreund, fern vom Getriebe und Gejage der entnervenden Stadt, seinen eigenen Kohl, und so er seines Weibes Lob sang, geschah es im wesentlichen mit all den herrlichen Worten, die der weise Salomo im 31. Kapitel seiner Sprüche, dem goldenen Alphabet der Frauen, den guten Weibern widmet.

Höchstens daß zum Vollglück ein süßes Kindlein fehlte; aber Eheleute ohne Kinder schließen sich noch inniger aneinander, und nach erst fünfjähriger, durch keine Wolke getrübtter Ehe braucht man die Hoffnung und das Vertrauen auf Gebatter Storch noch lange nicht aufzugeben.

Und sie, die er im Scherze seine Fridola nannte, gedachte mit Stolz des waderen Gatten, der trotz seiner Jugend bereits dem Gemeinderate angehörte und sie binnen kurzem zur Frau Oberlehrer machen würde, gedachte mit Nüchternung des guten Mannes, der ihr jeden Wunsch

an den Augen ablas, gedachte der Zukunft, wie es sein würde, wenn erst beider Herzenswunsch erfüllt wäre.

Ihre Rechte faßte des Mannes linke Hand mit liebendem Drucke, vier helle Augensterne sandten sich ihre Strahlen zu, zwei muntere Gesichter lachten einander an.

„Guten Morgen, Fridolin!“

„Guten Morgen, Fridola, . . . hast wohl recht gut geschlafen, gelt?“

„Gut . . . ach ja! Und gegen Morgen gar so schön geträumt . . . von dir, du lieber, bester Mann. Doch sage mir, wie spät mag's etwa sein? Schon schaut die Sommer Sonne zum Fenster herein und bald wird nach der erquickenden Ruhe die Arbeit rufen.“

Fridolin drehte sich, als ein frommer Knecht gehorsam nach links, richtete sich halb auf und blickte auf seine Taschenuhr, die am Ständer auf dem Nachtkästchen leise — leise tickte.

„Fünf Minuten über fünf Uhr, lieber Schatz. Da können wir, ist's ja Sonntag, schon noch ein Stündchen ausfaulenzgen.“

„Was? Fünf Minuten über fünf Uhr? Das ist nicht möglich, Fridolin! Ich bin schon längere Zeit wach und habe erst vor ungefähr zehn Minuten die Uhr im Wohnzimmer nebenan einmal schlagen gehört. Und da sie nur die ganzen und die halben Stunden schlägt, kann und muß es ungefähr zehn Minuten nach irgend einer halben Stunde sein. Du bist wohl noch etwas schlaftrunken und hast nicht genau nachgesehen . . . bitte . . . bemüß' dich noch einmal!“

Fridolin bemühte sich noch einmal und bohrte seine Augen völlig in das Zifferblatt:

„Fünf oder, wenn du's genau wissen willst, nunmehr acht Minuten über fünf Uhr.“

„Na . . . dann steht deine Uhr . . . hast sie wohl aufzuziehen vergessen, weil dir gestern Abend das Bier beim Tarod mit dem Herrn Pfarrer und dem alten Herrn Oberlehrer besser als sonst geschmeckt hat.“

„Aber Fridola! Ich höre sie ja ticken, und wenn sie tickt, geht sie, und wenn sie toben um drei Minuten weitermarschiert ist, steht sie nicht, und . . . das war auch nicht nötig, daß du die Gelegenheit benutzt, mir das Krügl Bier vorzuhalten, das ich vielleicht über den Durst getrunken habe. Uebrigens . . . da meine Uhr sich nicht irrt, könnte sich vielleicht doch mein Frauervl geirrt haben . . . im Halbschlummer kann man sich leicht täuschen.“

„Mein, mein gescheiter Gatte, ich habe mich nicht geirrt. Ich bin schon lange vollkommen wach und klarunter und habe mich nur nicht gerührt, um dich nicht aufzuwecken. Und also hat die Uhr im Wohnzimmer bestimmt einmal geschlagen und es kann bestimmt nicht so an der Zeit sein, wie du sagst. Ist mir übrigens nicht im Traum eingefallen, dir das oder die Krügl vorzuhalten . . . sei nicht böse, aber deine Empfindlichkeit läßt beinahe auf ein schlechtes Gewissen schließen. Hast vielleicht gar einen kleinen Spitz heimgetragen . . . was weiß ich . . . ich habe fest geschlafen und dich nicht

hereinpoltern gehört und hereinwanken gesehen.“

— Da warf sich Fridolin, der sich der recht-haberischen Gattin veröhnlich zugekehrt hatte, mit einem Rucke um seine Achse (halbe Wendung links!) und brummte: „Na . . . daß du mir zutraust, ich sei ein Saufaus und komme so betrunken nach Hause, daß ich am andern Morgen nicht einmal die Uhr kenne, das ist denn doch . . .! Es hat alles seine Grenzen . . . meine Geduld auch. Wenn du mir nicht glauben willst, so steh halt auf und schau selber nach und gesteh beschämt, daß ich im Recht bin und daher nicht nachgeben kann.“

Fridola vollführte mit staunenswerter Raschheit die halbe Wendung nach rechts und klagte: „Wie ich mich in dir getäuscht habe! Du bist nicht um ein Haar besser wie die Männer alle, die ihre Frauen Knechten wollen. Und jetzt steh ich grad extra nicht auf . . . hast ja selber gesagt, wir können uns noch ein Stündchen ausfaulenzgen. Und . . . was ich weiß, weiß ich . . . es ist über halb und nicht über ganz.“

„Na . . . meinetwegen, wenn's schon nicht anders haben willst, so sei es denn ins Dreyteufels Namen über halb . . . ich werde mich wegen dem Schmarren doch nicht in aller Herrgottsfrühe gelb und grün ärgern! Und jetzt laß mir meine Ruhe, daß ich mich erhole, sonst steckt mir die Aufregung den ganzen Tag über in den Gliedern, als ob ich die Sacht hätte!“

Aber was eine rechte und gerechte Frau ist, das begnügt sich nicht mit einem halben Rückzug des Mannes.

„So sei es denn, so sei es denn über halb, sagst du; ich aber sage: es ist, und wenn du mich ein bißchen lieb hast, so mußt du nicht nur zum Scheine nachgeben, sondern die Ueberzeugung haben, daß ich im Recht bin.“

Nun . . . das war dem Fridolin trotz seiner zwei sanften Namen denn doch zu dumm, daß er seiner Frau auch noch das Opfer des Intellektes bringen und gegen seine Ueberzeugung überzeugt sein sollte, er, der in der Schule die Heinen Geister beherrschte, der in der Gemeinde als klarer Kopf galt und eigentlich selbst den Vorsteher nach seiner besseren Kenntnis und Einsicht klug zu lenken mußte. Man kann einem Weibe, das man lieb hat, viel zu gut halten, man kann, was ein Lehrer in der Schule nie und nimmer tun darf, des lieben Friedens halber öfters fünfe gerade sein lassen, aber den denkenden und das Wahre erkennenden Geist wie einen Handschuh umstülpen, das kann man nicht, das hieße die Manneswürde preisgeben. . . hier können wir uns nicht biegen lassen — lieber mag's brechen!

Und Fridolin sprang aus dem Bett und kleidete sich mit einer Hast an, als ob der Feuerweh-Hornist sich die Seele aus dem Leibe blase, wusch sich, Becken und Glas auseinander schlagend, daß es nur so klirzte, mit Ingrim, drückte die Füße mit Gewalt in die noch ungepuckten Schuhe, riß den Hut vom Nagel und sprach, bereits unter der geöffneten Türe, nach Schulmeisterart jede Silbe fast unnatürlich betonend: „Weiß, merk' dir's! Ich hal' dir mein

Der z
der ka
im Red
lassen,
nicht m
james
langst
und de

Und

Selb

Welt ni

ungemei

unter de

flüster

der He

g stand

das Eid

seiner

nach der

mit sein

aus dem

Humor!

Die

schreiben

die doch

verfehrt

viel tur

blieb vö

Es r

als blut

mit den

Hausbes

kein w

hüte, da

unter d

einmal

an sich

„Meinet

doch ger

wahrhaf

Tiger di

sie, und

Unglücks

und He

und nu

meintwe

gen dein

vertrage

Aber

viele T

eriten

zur Mel

mit den

Ritte

Grüß-

eriten

gekocht

genug.

halt: „D

zeugung

Und

Tränen:

könntest

„Ger

dich lieb

deine w

Herz geschenkt, nicht aber meinen Geist, und der kann und darf nicht nachgeben, wenn er im Recht ist! Ich will dir Zeit zur Besinnung lassen, und so wirst du mich vor dem Mittagessen nicht mehr sehen; hoffentlich belehrt dich einjames Nachdenken eines Besseren und du verlangst nicht weiter, daß sich dein Mann vor dir und der ganzen Welt verächtlich mache!"

Und schlug die Türe zu.

Selbstverständlich kümmerte sich die ganze Welt nicht im mindesten um den Streit des als ungemein friedlich bekannten Paares; nur unter den Schülkinder, die er zur Kirche führte, küßten sich ein paar teure Nuben zu: „Gut, der Herr Lehrer ist mit dem linken Fuß aufgestanden, der versteht heut keinen Spaß!“ Und das Sichhörnchen im Walde, wohin sich der in seiner Manneswürde so schwer getränkte Mann nach dem Gottesdienste geflüchtet hatte, glückte, mit seinen großen Augen neugierig — ängstlich aus dem Geäste lugend: „Gut . . . hui . . . der Humor!“

Die Leiden der armen Frau aber zu beschreiben, sträubt sich die Feder. Heute griff sie, die doch sonst im Hause so tüchtig schaltete, alles verkehrt an und, was beim Kochen Verliebte zu viel tun, das tat sie zu wenig . . . die Suppe blieb völlig ungesalzen.

Es war aber auch zu arg: der Mann, der als blutarmer Schluder ins Dorf gekommen und mit dem Besitze ihrer Hand und ihres Herzens Hausbesitzer und Grundbesitzer und sogar ein klein wenig Kapitalist geworden war (Gott behüte, daß sie es ihm je vorgehalten hätte oder unter die Nase reiben würde!), der hatte nicht einmal so viel Liebe zu ihr, daß er sich in dieser an sich ja so fleinlichen Sache nachgiebig zeigte. „Meinetwegen sei es über Halb“, das klang doch gerade wie Hohn, da es doch wirklich und wahrhaft über Halb war. Ja, ja, wenn dem Tiger die Krallen gewachsen sind, dann zeigt er sie, und so war der weitere Verlauf dieser . . . Unglückssee leicht voraus zu sehen. Mein Gott und Herr, wie lieb hatte sie ihn . . . gehabt, und nun . . .? Meinetwegen, Herr Gutmann, meinetwegen mag auseinandergehen, was sich wegen deiner Halsstarrigkeit und Rechthaberei nicht vertragen kann!

Aber über das „Meinetwegen“ rannen gar viele Tränen, ja Frau Gutmann machte sich zum ersten Male der Sünde schuldig, daß sie nicht zur Messe ging . . . sie konnte und konnte sich mit den vermeinten Augen nicht sehen lassen. Mittags kam ein stummer Gast . . . ohne Gruß. Er setzte sich zu Tisch und spürte beim ersten Löffel Suppe, daß heute die Liebe nicht gekocht hatte. Da hatte er auch ohne Braten genug. Er stand auf, nahm den Hut und sagte kalt: „Du verlangst also noch, daß ich die Ueberzeugung haben müsse, du seiest im Recht?“

Und sie unter einem neuerlichen Strom von Tränen: „Wenn du mich ein wenig lieb hättest, könntest du schon . . .“

„Genug,“ unterbrach er sie, „gerade weil ich dich lieb habe . . . gehabt habe, kann ich auf deine wahnwitzige Forderung, die nur einem

vertrauten Weiberkopf entspringen kann, ein für allemal nicht eingehen! Ich gehe jetzt und komme erst spät in der Nacht heim. Hast du dich bis dahin besonnen, ist's recht und wir wollen den ersten Unglückstag in unserer sonst so glücklichen Ehe mit einem Seufzer der Erleichterung aus dem Kalender streichen; beharrst du aber bei deinem unbilligen Verlangen, so sind wir von morgen an geschiedene Leute . . . ich kann nicht mehr mit dir leben!“

Und er ging und kam erst lange nach Mitternacht.

Fridola hatte sich den ganzen Nachmittag in die schmerzliche Vorstellung, was ihr Mann eigentlich für ein Ungeheuer sei, hineingebohrt. Fridola wälzte sich ruhelos Stunde für Stunde auf ihrem Lager und hörte jeden Stundenschlag und jeden Schlag der halben Stunden und es ging ihr jeder Schlag wie ein glühender Dolch mitten durchs zudende Herz. Fridola rührte und regte sich nicht, als Fridolin auf leisen Soden durchs Wohnzimmer hereinschlich, sich, ohne Licht zu machen, geräuschlos entleibete und nur ein Nechzen des Bettgestelles und ein Knistern der Decke verriet, daß er sich niedergelegt hatte.

Und Fridolin rührte sich ebenso wenig und es war heiliger Nachtfriede stundenlang im Schlafgemache des unfriedlichen Ehepaares, bis die ersten Amseln vom First des Schulgebäudes den grauenden Morgen einfangen, die Spazier im Nebenspalier sich um die Käfer und Würmer, mißtönig schreiend, zankten und die verläßliche, nach Aussage des Händlers auf die Minute regulierte Uhr im Wohnzimmer wieder und zwar ganz deutlich ein mal schlug.

Da konnte sich Fridola nicht mehr halten. Jetzt mußte sie triumphieren, jetzt mußte der Dickkopf von Mann, der sich eber scheiden ließ, als daß er nachgab, zur Erkenntnis seines Unrechtes kommen.

„Fridolin?“

Keine Antwort.

„Herr Lehrer?“

Nun knisterte die Decke ein klein wenig.

„Herr Lehrer, bitte, wie spät mag's etwa sein?“

Fridolin brauchte sich nicht nach links zu drehen . . . er lag schon seit Stunden von der böseren Hälfte abgewendet. So richtete er sich halb auf, stemmte sich auf den linken Ellbogen und blickte auf die leise — leise tickende Uhr.

„Genau eine Minute nach fünf Uhr, Frau . . .“

Die Stimme des Antwortenden kam nicht aus Menschenmund, sie kam aus der Tiefe einer Gishöhle.

Fridola aber gefror nicht an dem eisigen Hauche. Sie sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett, im Nachtgewande stürmte sie ins Wohnzimmer und schaute siegesgewiß auf die brave Wanduhr, die soeben ein mal geschlagen und somit den Ablauf der ersten Hälfte der durch die Zeiger bestimmten Stunde verkündet hatte.

Sie zeigte . . . genau zwei Minuten nach fünf Uhr!!

Mäuschenstill schlief Fridola in ihr Bett zurück und lag und lag und kämpfte mit sich und nekte ihr Kissen mit Tränen. Wie sie doch ihrem Manne unrecht getan . . . sie war also doch im Halschlummer gelegen und hatte nur den letzten Schlag der Stunde gehört . . . gähnen wie heute . . . sonderbar . . . aber doch wahr!

Und nach einer Weile kam eine zarte Hand, ängstlich tastend, auf Besuch, schmiegte sich sanft in des gekränkten Gatten willige Rechte und spürte (Gott sei tausendmal gedankt!) einen schwachen Gegendruck.

„Fridolin, kannst du deinem bösen Weiberl verzeihen?“

Und Fridolin (wie leicht sind doch die Männer zu gewinnen, wenn's die Frauen nur einzurichten wissen!) Fridolin setzte sich auf, beugte sich zur weinenden Gattin hinüber, nahm den gebrochenen Trostkopf in beide Hände und küßte die lieben Augen, bis der bei Frauen so leicht fließende Quell versiegte.

„O, du Narrchen du, meinst, ich könnte ohne dich leben?“

Und wieder war das Glück eingelehrt in trauten rebenumrankten Heim des Herrn Leuters Fridolin Gutmann.

Daß der Schalk in jener Nacht, bevor er in Schlafzimmer schlief, das Schlagwerk der gefügigen Wanduhr verstellte hatte, das hat seinem Weiberl bis heute noch nicht gesagt. Ebenso nicht, daß er nur deshalb kurz vor halb sechs aufstand und im Wohnzimmer sich schaffen machte, um zu verhüten, daß die Uhr mit lärmenden Schlägen zur Verräterin werde. Während die Frau den Hühnerstall nach Eiern absuchte, ließ sich die Sache ja wieder aufgeben bringen, und so ist Fridola heute noch von ihrem Irrtum fest überzeugt und erschöpft sich dem geliebten Gatten gegenüber in zarten Aufmerksamkeiten.

Gott verhüte, daß sie diese Geschichte zu Hand bekommt, sonst geht die Rechthaberei auf neue los und die letzten Dinge werden schlimmer als die ersten!

*



Unter Freundinnen.

Von Arthur Rehbein.

„Ich weiß etwas! Die Müllern — ach! Man sollt mit Fingern auf sie zeigen!“
 „So sprich doch, sprich! So mach doch, mach!“
 „Ja — wirst du auch ganz sicher schweigen?“

„Ganz sicher! Also los, fahr' fort!“
 „Nun gut. Da kannst du was erleben! (Doch gib mir erst dein Ehrenwort — Ich hab' es nämlich auch gegeben.)“

*

Mein Traum als Bürgermeischer.

Geträumt von Eusebius Dintemüller, Karlsruhe.

Wo ich leisch' morgens zum Haus naus bin, sinn zwai Fraue vom Haus beimanner gichtanne. Sie henns von d'r Milch ghat un' henn dabei iver d'Schtadt gschimpft. Wo ich mittags mit d'r Elektrische heimgfahre bin, henns zwai Leut von d'r Elektrische ghat un' henn nadierlich a iwwer d'Schtadt gscholte un' abends am Schtammisch hennses von die Woh-

nunge ghat un' henn selbstständig a iwwer d'Schtadt loszoge. Un' m'r hat nord die Zwerzeugung kriegt, daß uffem Rathhaus lauter Idioten sitze un' daß es viel besser wär, wann die Leut, wo gscholte henn, uffem Rathhaus wär. Awer jeder möcht's nadierlich widder annerst mache — uff alle Fäll awer nadierlich richtig! Wo ich obends heimkomme bin un' die

gmacht hab, hat mei' Elvira aus-em Schloßzim-
mer rausgeschrie: „Zu was machsch dann eigent-
lich Licht, waisch denn net, daß-es widder uff-
geschlage hat? Gel' frieher, wo'd als middle in
de' Nacht heimgeschliche bisch, do hasch Lei' Licht
gemacht, trotzdem daß-es noch arg billig gweist
isch!“ — Un' wo ich ins Schloßzimmer komme
bin, hatse anfangs z'schelte — iver d'Städt
nadierlich. Vor lauder Gaspreis s'immer halt
net in de' Schloß neikomme. „Liebs Männle,
hatse zu m'r g'agt, „wann du en Kerl wärsch,
nord wärsch scho' lang Bürgermeischter — un,
waisch, hatse g'agt, ich wär nord d'Fraa Bürger-
meischter.“ „Wieve Elvira, hab ich g'agt, du
hasch gut redde — „Ach was,“ hatse mich
nord angeschrie, „wem Gott ein Amt gibt, dem
gibt er auch den Verstand“, un' was dir nord
trotzdem noch fehlt, des hab ich.“ — Also gut
Nacht, hab ich g'agt, m'r wolle noch-emol driver
schloße. „Awer v'r'schloß m'r jo die Gelegenheit
net,“ hatse m'r noch zugruse, „in Glückshause
suche-se en Bürgermeischter!“ — Un' nord ich
fei' Wort meh' g'falle r'iver un' n'wer. Ich hab
mich awer noch e' Weil mit Bürgermeischters-
gedanke im Bett rumgewergelt, bis daß m'r d'
Augededel runnerghante sinn bis uff d'Arle.

Kaum hab ich g'schloße, krieg ich e' Tele-
gramm, ich soll in Glückshause sofort mei' Pro-
grammred halte. Ich bin s'cheen v'r'schrogge,
awer mei' Elvira isch ganz begeistert gwest.
„Liebs Männle,“ hatse g'agt, „von dei'm ericht-
mologie Liffredde hängi alles ab, also jachtell dich
net so dabbich an.“ „Zer'scht,“ hatse g'agt, „laich
d'r jez emol dei' Schnorbart schneide. Während-
desse du' ich dei' Gummitrage bolliere un' dei'
Brüschle jchtärke.“ Sie hat m'r nord noch mei'
Grawätle ausgebiegelt un' mei' Annerhose
rausgewäsche. E' halb' Schtund später bin ich
im Zügle g'sesse 2. Klatz. In Glückshause hab ich
nord e' s'cheene Red g'halte. „Des isch de richdig
Mann,“ hennse g'agt, un' e' paar Dag druff
hennse m'r telefoniert, daß ich zum Bürger-
meischter gwählt werre sei, mit-ere knappe, awer
glänzende Mehrheit. — Jez' isch bei uns da-
heim Lewe ins Haus komme: Mei' Fraa hat sich
glei' e' paar Klaider kaaft, e' Morgellaid, e'
Middagsklaid un' e' Abendklaid. Dann noch
eins, wann's reggert, un' eins, wann Vollmond
isch. Unser Diezl, der Aff, hat sich en Auto-
mantel kaaft un' dachtse besser g'eh' werd, hatse
sich e' Vornet kaaft — so en Zwider mit Deich-
sel. Unser Karle, der Brigant, hat sich e' Pärle
Klidschiffel kaaft. — Un' for mich hat d'Elvira
en Schmentel mache glacht un' hat m'r e' Horn-
brill kaaft. So e' Hornbrill macht ei'm nämlich
um e' paar Semeschter abscheider. Wie en Ameise-
forscher soll ich sogar ausg'eh' hawe. Im Nathaus
in Glückshause hab ich's schenschte Büro krieg
un's feinschte Meebel. Großardiche Debbich un'
Vorhang hab ich kriegt un' e' paar Oelgemälde
von berühmte Malermeischter. Noch am selwe
Dag hab ich mich meine untergebene Beamte
vorgeschstellt. Wie en rettender Engel hennse mich
anguggt un' de' meischte hab ich ang'eh, dachtse
sich fraie, dachtse jez' mindeschens un' zwai Be-
sol'dungsgruppe heecher nuffkomme. Ich hab

nadtierlich jedem huldvollsch d'Hand driekt un'
hab-se meines „größten Wohlwollens“ versichert.
Nord s'inn v'r'schiedene Deputatione von d'r Bür-
gerschaft zu m'r komme. Denne hab ich alle noch-
emol erklärt, daß ich norr von hoher Warte aus,
großziegich un' gerecht regiere will. Awer wer
was uffem Berge hat, soll sich norr vertrauens-
voll an mich wende. (Stürmischer Beifall.)

Am annere Morge isch's nord losgange
mit-em Dienst, un' s'erscht Poschschütle, wo
ich kriegt hab, isch von die Hausfraue komme.
Do hats drinne ghaiße:

„Voll Vertrauen wenden wir schwerbesorgte
Hausfrauen uns an Euer Hochwohlgeboren.
Wollen Sie bidde dafür besorgt sein, daß mor-
gens die Dredeimer künftlicher geleert werden!“

O lek', hab ich dentt, des fangt gut an; ich
kann mich doch net um jeden Dred kümmer.
Mei' Sekretär hat g'agt, do schreibe m'r „Zu
den Akten“ druff. — „Nein, nein,“ hab ich g'agt,
„ich hab jez' emol s'W'rtraue von die Bürger-
leut, un' schließlich muß doch iverall Ordnung
sein.“ Ich hab desdrum glei' ang'ordnet, daß
sämtliche Dredeimer künftig um siwene mor-
gens abholt sei' mieße. Un' am annere Morge
hab ich selwer revidiert, ob die alt Bummel
uffgheert hat. Die Sach hat diesmol klapp,
awer wo ich ins Büro komme bin, isch scho' d'r
Betriebsrat von die Tiefbauarbeiter dozchtanne
un' hat sich iver die Schitaniererei beschwert,
un' sie henn g'agt, sie däte die sofortige
Aufhebung von meinere Anordnung v'rlange.
Am selwe Dag isch scho' in d'r Zeitung g'schtanne,
's neue Schladoberhaupt dät scheinis „die auf
ihn gesekten Hoffnungen nicht erfüllen“. So
was, scho' am zwaiete Dag — un' alles weger die
Dredeimer! Ich hab nord e' Beschprechung an-
beraunt mit-em Hausfrauebund un' de' „Dred-
bauere“. Bei dere Sitzung s'immer sofort da-
driver einich g'west, daß m'r e' blondere Kom-
mission bilde mieße — e' Mülleimerentleerungs-
prüfungskommission. Damit isch der Fall er-
ledigt g'west. — Am nächste Dag hab ich en
Herr empfangen mieße. Der hat g'agt, er kām
in-ere hochwichtighe Sach un' mießt persönlich
mit mir redde. „Wissen Sie, Herr Bürger-
meister,“ hat-er zu m'r g'agt, „ich habe sehr
großes soziales Verständnis, finde aber, daß
unsere Wohnungspolitik auf total verirr-
ten Wegen wandelt. Der große, neue, bahn-
brechende Gedanke fehlt. Sehen Sie, Herr Bür-
germeister, man hat mir in meine Wohnung ein
junges Ehepaar hineingeseht. Das ist unerhört!
Sorgen Sie bitte dafür, daß die Leute wieder
hinaus müssen!“ — „Ach — so —“, hab ich
g'agt, „so siehst aus. Dann mieße-Se halt
uffs Wohnungsamt.“ — „Nein, nein, da war ich
schon, aber diese Menschen haben gar kein so-
ziales Verständnis, deswege komme ich ja doch
zu Ihnen, Herr Bürgermeister.“ — „Dut m'r
arig laid,“ hab ich g'agt, „awer Sie werre doch
net von mir v'rlange, daß ich selwer die zwai
Leit nauschmeiß. Un' im iwriche isch des doch
ganz nadierlich, daß, wann-Se z'viel Zimmer
henn, dachtse d'r von hergewe mieße.“ Jez' Fat
awer der Herr mit sei'm soziale Verständnis

anfange z'tobe un' z'brülle. Er hätt je' denkt, hat-er g'sagt, ich sei en Bürgermeischter mit-eme gesunde Mensch'rschtand, aber er dät die Sach jeh' an d'Öffentlichkeit bringe. Un' richtig, am annere Dag isch im Blatt en Artikel komme: Was sich das neue Stadtoberhaupt einem alten Bürger und Steuerzahler gegenüber nicht alles erlauben darf! — Ich hab' sellen Dag vor lauder Kerger bloß zwaimol z'middag esse kenne. Am liebschte wär ich widder hingraist, wo ich herkomme bin. Zu meinere Fraa hab ich g'sagt, sie soll im Kinnermäde un' d'r „Köchin for alles“ widder kündige, un' — hab ich g'sagt — mit-em Vorhängnuffmache sollse e' bisle langsam mache. „Mach m'r jo sei' Schpäßle, Männle,“ hatse mich anghaucht, „du blamierst jo de' ganz Verein, norr immer fadegrad un' gerecht un' e' bisle mehnder Kurasch un' wann'd emol allein net fertig werst, nord kanusch mich rufe lasse!“ — Also bin ich widder ans Werk.

Mir henn en neuer Beamter braucht. „Dem Rächtigen freie Bahn,“ hab ich denkt un' hab die Schtell desdruum ausschreibe glaht in alle Zeitung. Uff des Ausschreibe sinn zwai Bewer-bunge einglaufe; 's hat sich einer mit gute un' einer mit schlechte Zeugnisse gmeld't. Radierstich hab ich sellen mit die gute nemme gwollt. Ame scheene Dag kommt do e' Fraa zu m'r ins Büro un' sagt, sie dät wegerem Herr Soundsso komme; sie kennt den junge Mann uffs Wärm-sichte for die Schtell empfehle. „Nieme Fraa,“ hab ich g'sagt, „der Mann kommt net in Be-tracht, der hat die schlechteste Zeugnis.“ — „Ja, wisse-Se, Herr Bürgermeischter,“ hatse g'sagt, „der Mann wird sich geistlich scho' noch entfalte. Wisse-Se, er isch mit mir v'wandt un' d'r Herr Schtadtrat Soundsso isch a v'r-wandt mit uns. Er isch en Onkel von dem junge Mann sei'm Schwager, un' dem sei' Vetter hat e' Dochter von dem Schtadtrat seinere Danbe zur Fraa un' von dere ihre Kusine bin ich d'Schwiegermudder. Also Sie kenne den junge Mann ruhig nemme, er isch sehr düch-dich; er isch norr in d'r Schul e' bisle z'rüd- komme weger seine Blattstief. Unn d'r Herr Schtadtrat hat g'sagt, sagt 'r, er dät a emol selwer mit Ihne redde, Herr Bürgermeischter. Sie kenne sich uff de' Herr Schtadtrat doch sicher v'rlasse; d'r Herr Schtadtrat laht scheen grieche un' d'r Herr Schtadtrat hat g'sagt; ich soll Ihne des vom Herr Schtadtrat sage, hat-er g'lagt, sagt-er d'r Herr Schtadtrat.“ — Die Fraa hat g'schwizt vor lauter Schtadtrat un' ich hab als an mei' Grundsatz denkt von d'r Gerechtig-

keit. „Sei fadegrad!“ hat a noch d'Elvira extra zu m'r g'sagt. Also bin ich halt fadegrad gweist, aber seller Schtadtrat a un' nord hennse m'r in d'r Schtadtratsitzung g'sagt, ich kennt als Bürgermeister doch net grad mache was ich wollt, d'r Schtadtrat hätt a noch mitz'redde. Un' nord isch mei' Fade, so grad-er gweist isch, ab-g'schnitte gwest. Awer ich hab gar lei' Zeit ghat zum Affrege, indem daß ich bleglich ans Fenscher grufe worre bin. Uffem Marktplatz isch e' Milchdemonstration gwest. E' paar 1000 Fraue mit Milchlännen sinn dogschtanne un' henn als zu m'r nuffgschrie: Mehr Milch! Vollmilch! Bibbeleskäs! Gleit' druff sinn zwai Fraue bei m'r im Büro gweist als Deputation. Sie henn von mir v'rlangt, daß bis längschens in-ere halme Schtund sämliche Milchhäfe von die Demonstration gfüllt sei' miehe. „Oho, hab ich g'sagt, ich glaab ihr seid v'crückt, des kann ich doch net mache, selbscht wann alles zjammehilft, 's Milchamt mitsamt-em Wasserwerk.“ Awer ich bin gern bereit, hab ich g'sagt, e' Kommission zu bilde — — —

„Nix isch, nix isch,“ hat die Deputation mich ang'schrie, „Milch wolle m'r hawe, Vollmilch!“ Fadegrad — gerecht, isch m'r bleglich widder eingalle! Awer der Fade isch m'r widder griffe, denn uff einmol isch die Fraa, wo die greecht Milchkanng hat, uff de Bal- ton nufflettert un' hat nunnerg'schrie:

Nieme Milchgenossinne!

D'r Bürgermeischter un' d'r Schtadtrat wei-gere sich, Milch zu gewel! (Zurufe: Absehe, uff-hänge!) Genossinne! Wo sinn unsere Milch-lüh? (Zurufe: Bei die Judde! D' Fraa Bür-germeischter wird scho' eine im Schtall hawel!) Genossinne! Ihr wikt, d'r Hunger nagt an eure Milchkanne. Wollt Ihr noch länger die Sklavinne sei' von dere milchcapitalistischche Gesellschaftsmilchordnung? Wo bleiwe die grischliche Grundsatz? Wo bleiwe die Milch der frommen Denkungsart? (Zuruf: die hennse v'rschowe!) Nieme Milchgenossinne! Nemmt euere Milchhäfe in d'Hand. Auf zur Tat! Eins — zwei — drer — — —!“ — Un uff drei hatse pfiße wie e' Lokomotiv — un' nord sinn-m'r mindeschens 500 Milchhäfelen an de' Kopf pfluge. E' G'schrei un' e' Gejohl isch los-gange, wie bei' me Schturm uff en Schibegrawe. In d'r Verzweiflung hab ich nach d'r Elvira g'schrie. Uff einmol schteht mei' Elvira newet mei'm Bett un' schreit mich an:

„Männle schteht uff un' hol m'r d' Mager-milch ruff — d'r Milchmann hat pfißt!“

BEI RHEUMATISMUS **Salit** ZUM EINREIBEN
in der Tube

Bei Hergenschuß, Gliederschmerzen, Ischias, Rheumatismus. Altbewährt! Sehr billig (in Tuben).

Ein neuer Beruf.

Komme ich da in einem Jahr reichsten Obstsegen an einem Garten vorbei, darinnen ein Bruder Straubinger seines Ansehens steht, der aber keineswegs nach Eigentümer aussieht. Und was tut er? Wie von seiner Kunst nicht anders zu erwarten, geht er von Baum zu Baum, sich an den Früchten allerhand zu schaffen machend.

„Heda! was tut er?“ rufe ich ihn nicht unjansf an, derweil ich doch sehen will, was er jetzt wohl jagt.

„Apfel wenden!“ gibt er zurück in einem Ton, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt und obliegt weiterhin der merkwürdigen Gantierung

„Apfel wenden?“ — Ich überlege, was er darunter will verstanden wissen, denn ich will ihm beileibe kein Unrecht tun.

Einem Bruder Straubinger schon gar nicht. Die gehören ja zur auserbenden Poesie der Landstraße und haben bei mir deshalb Schonzeit wie Edelwild. „Gutebelwild“ würde allerdings Freund Landjäger sagen.

Ich überlege es mir also. Bis dahin hatte ich nur vom Hemwenden und Stoffwenden bei abgetragenen Kleidungsstücken gehört. Wohl auch vom Hemwenden, wenn kein zweites feinen Weg in die Wäsche gefunden, ein Wechsel aber angebracht schien. Allein Obstwenden? Nein, von diesem Beruf hatte ich noch nichts vernommen. Will darum hören, wie er's meint, und ich frage abermals: „Apfel wenden?“ Damit kam ich zugleich näher an das Ziel seiner Tätigkeit. Es waren Apfelbäume, darunter er sich bewegte, und sie waren behangen mit roten, lachenden Früchten.

„Ha!“ meinte wiederum er, wiederum als sei es das Selbstverständlichste von der Welt und er ließ sich auch jetzt in seiner Gantierung nicht stören. „Seht Ihr denn nicht, daß die Äpfel hierzulande merkwürdigerweise nur auf einer Seite rot sind?“

Da mußte ich ihm allerdings rechtgeben, wie mich ein Augenschein belehrte. Sein „merkwürdigerweise“ gefiel mir sogar, war es doch der Ausdruck einer ehrlichen Verwunderung, obwohl ich mich nicht entmann, jemals Äpfel zu

Gesicht bekommen zu haben, die auf allen Seiten rot waren. Aber ich wußte ja auch nicht, was für ein „Lands“ er war und ob die mir bekannte Gepflogenheit der Äpfel Früchte alle Äpfel teilten. Jedenfalls kannte ich nur den Paradiesäpfel als rundum roten, und dieser wächst zudem nicht einmal auf Bäumen.

Er fuhr fort, ohne sich auch weiterhin durch meine Anwesenheit stören zu lassen: „Jetzt, weil man den Baum nicht nach der Sonne, die Sonne wiederum nicht nach dem Baum drehen kann,

wende ich, was ist einfacher als dieses, die Äpfel eben nach der Sonne.“

„Verblüffend einfach!“, mußte ich ihm gestehen. Daß ich nicht schon selbst auf diese Idee gekommen war!

Da gewährte ich indessen noch etwas in seinen Gantierungen, das mir in die Ehrlichkeit seiner Meinung, ob das gesprochene Wort und seine innerste Absicht auch übereinstimmten, einen gelinden Zweifel setzen ließ. Ich gewahrte nämlich, wie er einerseits immer wieder etwas in die Tasche, andererseits ebenso in seine Sprechlade schob,

was jeweils einem Apfel aufs Haar ähnlich sah. Merkwürdigerweise gewahrte ich auch jetzt erst, daß er ja bereits wie aufgepumpt anzusehen war.

„Und die Äpfel da in Euern Taschen, woher habt Ihr denn die?“ fragte ich, einigermaßen entrüstet, schließlich doch hinter's Licht geführt zu sein.

Er ließ sich indessen nicht aus der Fassung bringen. „Das sind die, die für diesen immerhin komplizierten Wendeprozess keineswegs geschaffen erscheinen. Die Äpfel in diesem Garten franken überhaupt merkwürdigerweise alle an einem Uebel.“

Von franken Äpfeln hatte ich immerhin schon gehört.

„Sie franken an mangelhafter Befestigung. Damit nun mein Bauer, wenn er hinterher meine für ihn verunglückte Berrichtung gewahrt, weiter kein Aufhebens macht — Ihr versteht doch das vomwegen des Aufhebens?“ — ich fing an, Verschiedenes zu verstehen — „lasse ich die verunglückten Früchte gar nicht erst zu Boden fallen und es braucht überhaupt kein Aufheben nicht.“



So sagte Mosje Gscheiteli und stecte, wie zur Beglaubigung und noch mit einem höflichen „Ihr erlaubt es doch?“ — was ich indessen gerne tat, hatte ich doch in diesem Garten weder etwas zu verbieten, noch zu erlauben — einen ins Maul und trachte nun dabon, nicht ohne zuvor noch sein Hütlein höflich zu lüften.

Wo ich ihn nun so davontrotten sah, vollbeпадt wie ein Lastkamel, da wußte ich allerdings Bescheid. „Na, es muß auch solche Käuze geben,“ dachte ich zur Beruhigung meines Gewissens, derweilen doch, richtig genommen, ich der Kauz

war, da ich seine Rede für Ernst genommen. Zimmerhin hatte ich eine neue Entdeckung gemacht. Nämlich die: daß doch allerhand Schlauberger unter Gottes Sonne und unter seinen Obsthäumen herumlaufen. Gegen die Theorie ließ sich übrigens nicht einmal etwas einwenden, nur müßten die Äpfel dann auf Kugelgelenken sitzen. Und gegen die Praxis? Na, er erging sich ja nicht in meinem Obstgarten und der Bauer hatte mich keineswegs zum Güter bestellt.

Paul Körber.

*

Das Bettlertestament.

Von Ludwig Kurbacher.

Vor nicht gar langen Zeiten zogen die armen Leute landaus, landein und nährten sich vom Bettel; in unseren Tagen muß jede Gemeinde ihre Armen selbst ernähren. Und dieses ist auch recht, wenn's nur geschieht. Jene Bettlerfamilien hatten nun zwar weder Haus noch Gut, und von den Kindern hat's wohl geheißt: Der ist in Staufen geboren und die in Bils und das im Kempfer Wald — aber zu Haus waren sie überall in der Welt und sie kriegten in der ganzen Christenheit zu Salz noch Schmalz, zu Brot noch Mehl; und sie mochten Tafel halten im grünen Waldrevier und unter dem blauen Himmelszelt; und Fürsten waren nicht reicher als sie! Das bewies denn auch die Bettelmutter, des Zundlers Weib, von deren Testament die Sage geht. Als sie in Todesnöten lag, ließ sie noch ihre acht Kinder zu sich kommen, um ihnen

ihre letzte Willensmeinung zu sagen. Und sie sprach: „Seid friedlich und einig und störet einander nicht in eurem Gewerbe.“ Darauf, als ob sie, wie eine Herzogin, Vand und Leute vergeben und verteilen könnte, fuhr sie fort: „Du, Toni, ziehst durchs Konstanzer Tal; du, Käter, gehst ins Walser Tal; du, Jörg, bleibst im Hindelanger Tal.“ Und so wies sie den folgenden jedem sein Teil an; dem vierten das Kettenberger Tal, dem fünften das Oberforcher Tal, dem sechsten den Breggenzer Wald, dem siebenten das Lechtal, dem achten den Schüttentobel. Dann, nach gescheneher Austeilung, ließ sie sich von jedem die Hand reichen, zur Gewähr, daß sie ihr Testament ehren und erfüllen wollten, und verschied in der ruhigen Erberzeugung, daß ihre Kinder alle versorgt seien und ihr Geschlecht fortblühen werde bis auf ewige Zeiten.

*

Vor der Himmelstür.

Von Friedrich Wilhelm Weber.

Das sind nicht die armen Heiden bloß,
Die Seehundsfänger, die Eskimos,
Die nicht in den Himmel der Mönche wollten,
Weil sie die Robben entbehren sollten:
Mancher, der Grönland nie betrat,
Doch seinen fetten Seehund hat.
So war es, und so ist es noch heute.
Viel reiche Leute und Christenleute
Brächten mit sich selber zugleich
Gern ihren Gößen ins Himmelreich:
Der Pergamente und Wappenschilder,
Der Orden und Ehren, der Bücher und Bilder
Der Kröten und Kasjen, von Golde schwer,
Und einer gar sein Jagdgewehr.

Der Wirt zum Hirschen in Bullerborn,
Im stattlichen Haus am Markte vorn,
Gerade der Kirche gegenüber,

Der tat im Leben nichts länger und lieber,
Als streifen und stöbern mit Büchsen und Hund
Den Berg entlang und den Wiesengrund.
Zur Winterszeit und in Sommertagen
Stets eifrig war er zum Haken und Jagen,
Bis endlich, achtzig Jahre alt,
Er scheiden mußte von Feld und Wald.
Nur ungern gab er sich auf die Reise.
Er stand vor dem Himmel und klopfte leise;
Unwirsch Sankt Peter trat herfür:
„Wer bist du, und was willst du hier?“
„Ei Herr,“ versetzt er, „wir kennen uns lannel!
Man trug Euch stets beim Kirchumgange
Vor meinem Haus am Markt vorbei.
Nun schaut mich an, ob ich es nicht sei,
Der heimlich durch das Fenster blickte
Und immer freundlichen Gruß Euch nidte.
Sankt Peter, sänstiget Euern Jörn:

Ich bin Franz Sänger aus Bullerborn!"
 Bist du's, der Wirt aus dem braunen Hirschen,
 Du Freund vom Klappern u. Knallen u. Hirschen?
 Du zeigst wohl deinen Jagdschein vor
 Als Einlaßkarte zum Himmelsthor?
 Am liebsten schickt ich dich fort, Franz Sänger,
 Du Hasenmorder, du Hltisfanger;
 Doch will der Herr dir gnädig sein
 Aus reiner Erbarmung: tritt herein!
 Nur jag, wo bist du so lang geblieben?
 Drei Tag hast du dich herumgetrieben
 Auf deiner Reise von Bullerborn!"
 Ach Herr, es ging durch Distel und Dorn,
 Durch Grund und Schlünde, durch Strauch und
 Steine,

Da wurden müde die alten Beine.
 Drei Tage sind es? Die Zeit vergeht,
 Wenn man so stapft und stillesteht.
 Als ich mich schlug durch die Bergehange,
 Jagdruf vernahm ich und Hornerlange;
 Hols gab im Holze der Braden Schwarm,
 Das Wild war hoch, die Fährte warm.
 Herr, wie das klappte und stillesteht,
 Die Höh hinauf und das Thal herunter!
 Und wie ich lausche, da kommt mir jetzt
 Im Kernschupfnahe vorbeigeseht
 Ein mächtiger Hirsch von vierzehn Enden,
 Und ich, da stand ich mit leeren Händen;
 Beh tat das Herz im Leibe mir! —
 Doch sagt, weß' ist das Jagdrevier?"
 Der greise Pörtner ballte die

Brauen:
 Da, Menschenkind, mich faßt
 das Grauen!
 Da hast den Haselbernd ge-
 hört,
 Der mitten durch die Hölle
 fährt."
 War der's? Mag sein; mir
 gefiel die Meute,
 Der Haselbernd hat ein
 lustig Geläute.
 Undes, wie ist's mit dem
 Wildstand hier?"
 Er wies mit dem Daumen
 zur Himmelstur.
 Da raffelt laut mit dem
 Schlusselbunde
 Sankt Peter und rief:
 „Heilloser Kunde,

Du gehst wohl gern in den Himmel ein
 Mit Horn und Hund, mit Schießen und Schrein
 Zu stören der Frommen heiligen Frieden,
 Der Lebensmüden, der Leidensmuden!
 Hier hat ein Ende dein strasslich Tun:
 Willst du nicht endlich rasten und ruhn?"
 Franz Sänger strich sich die grauen Locken
 Vom Ohr zum Scheitel und sprach erschrocken:
 „Hier keine Jagd? Das hör ich nicht gern; —
 Doch wohl ein wenig Privat für die Herrn?"
 „Gar nichts," versetzte der Pörtner mit Eifer,
 „Gar nichts, du Strolch, gar nichts du Streifer!"
 „Gar nichts für die lange ewige Zeit?
 Gar nichts! — Sankt Peter, das tut mir leid;
 Das tut mir leid! — Jedoch, — indessen —
 Mir deucht — ich habe den Stod vergessen;
 Ich nahm ihn doch mit; wo mag er sein?
 Ganz recht! Dort unten, es fällt mir ein,
 Dort bei der Jagd, beim Horchen und Pässen
 Im Buschwert hab ich ihn stehen lassen.
 Ein Schlehdorn, Herr, mein Wandergenoss,
 Seit ich den Keiler am Neßberg schoß.
 Das war ein Burjch, und welche Hauer!
 Wir fanden ihn an der Heidenmauer
 Beim Sachsenborn; dann ging's zu Thal: —
 Doch das erzähl ich ein ander Mal.
 Jetzt will ich erst in die Schluchten nieder
 Und holen den Dorn, dann komm ich wieder.
 Laßt nur das Portlein offenstehn;
 Ihr wißt, ich bin alt und mußt langsam gehn."

Und hastig trollt er hinauf
 zum Grunde:
 War's um den Stod?
 War's um die Hunde?
 Sankt Peter strich sich
 den greisen Bart:
 „Franz Sänger, du hast
 so deine Art;
 Ein seltsam Kräutlein
 warst du immer:
 Gut wäre es, wäre nur
 keiner schlimmer.
 Ich denke, du findest den
 Stod am Strauch,
 Und dann zu mir den
 Rückweg auch."



— Ende. —